

Übersetzen ^{02/10}

Würdigungen

- Preis der Leipziger Buchmesse an Ulrich Blumenbach 1
Bremer Albatros-Preis an Anne Birkenhauer und David Grossman 1
Europäischer Übersetzerpreis Offenburg an Hanns Grössel 2
Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung an Zsuzsanna Gahse 4
Helmut M. Braem-Preis an Vera Bischitzky 5
Übersetzerstipendium Schleswig-Holstein an Werner Schmitz 6
Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW an Sabine Baumann 6

Veranstaltungen

- Übersetzer nehmen Lektoren mit nach Tschechien 7
Frischer Wind für deutsch-französische Verlags- und Übersetzerprogramme 8
7. Wolfenbütteler Gespräch 9
Kontrollierte Kollisionen: Michael Walter im Gespräch mit Reinhard Kaiser bei den Münchner »Übersetzerprofilen« 11
»NORwegian-Literature-Abroad« NORLAs Übersetzerseminar im Münchener Literaturhaus 11
Mit scharfem Blick und feinem Ohr: von der Sprachkritik zur Übersetzungskritik 12
Klein, aber sehr fein: das Centre de Traduction Littéraire in Lausanne 14

Rezensionen

- Praxiswörterbuch Internationale Politik 15
Richard Thiess: Mordkommission – Wenn das Grauen zum Alltag wird 15
Jutta Limbach/Katharina von Ruckteschell (Hrsg.): Die Macht der Sprache 16

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

44. Jahrgang, Juli–Dezember 2010

WÜRDIGUNGEN

Miriam Mandelkow

PREIS DER LEIPZIGER BUCHMESSE AN ULRICH BLUMENBACH FÜR DAVID FOSTER WALLACE: UNENDLICHER SPAß

Leipzig, 18. März 2010

Das Buch lässt ihn so schnell nicht los. Als David Foster Wallace' *Unendlicher Spaß* nach sechs Jahren Arbeit endlich abgegeben war, ging Ulrich Blumenbach bald darauf in die nächste Runde: Pünktlich zum Erstverkaufstag schüttete es Rezensionen mit begeisterter Würdigung seiner Übersetzungsleistung. Es folgten Lesungen, Interviews, Portraits, Preise – Rausch und Stress zugleich, vor allem aber die einzigartige Chance, auf Podien und in Aufsätzen die Aufnahme des Romans mit zu steuern und das Übersetzen in all seinen vielseitigen bis abseitigen Facetten zu illustrieren. Und bei welchem Werk böte sich das eher an als bei diesem Opus Magnum, das sich im Übrigen nicht nacherzählen lässt: *Unendlicher Spaß* ist Familienroman, Agentenroman, Gesellschaftsroman und Science Fiction, es handelt von Tennis und Drogen, von Selbsterschaffung und Selbsterstörung, es erfindet, zerhackt, parodiert, zelebriert und deliriert Sprache und das auf knapp 1600 Seiten.

Kürzlich hat Ulrich Blumenbach den *Unendlichen Spaß* in seiner Geburtsstadt Hannover vorgestellt. Wenn es allerdings nach seiner Frau und seinen beiden Kindern geht, bleibt er bald mal eine Weile zu Hause in Basel: Irgendwann muss dieser Spaß eben doch ein Ende haben.

Ulrich Blumenbach, Jahrgang 1964, studierte Anglistik und Germanistik in Münster, Sheffield und Berlin. Seit 1993 übersetzt er Romane und Essays, u.a. von Paul Beatty, Agatha Christie, Kinky Friedman, Stephen Fry, Arthur Miller und Tobias Wolff ins Deutsche. Darüber hinaus leitet er regelmäßig Seminare und Workshops und ist Vorstandsmitglied des Deutschen Übersetzerfonds. 2009 erhielt er den Ledig-Rowohlts-Preis. Nun auch noch den Preis der Leipziger Buchmesse 2010 in der Kategorie Übersetzung – wir gratulieren!



Ulrich Blumenbach mit seiner Lektorin Helga Frese-Resch vom Verlag Kiepenheuer & Witsch Foto © Leipziger Messe GmbH

Kostprobe

Kurz nachdem die tote Mrs. Waite, ihre Nachbarin, von dem Mann gefunden worden war, der die Zähler ablas, als er also neu gewesen sein musste und seine Mom die Diagnose ihrer Leberzirrhose erhalten hatte, hatte Gately diese irgendwie mit König Artus in einen Topf geworfen. Er ritt einen Wischmopp, schwang einen Mülleimerdeckel und ein Plastik-Laserschwert ohne Batterie und erzählte den Jungen aus der Nachbarschaft, er sei Liebherr Zierrose, der romantischste Ritter von König Artus Vaselinen. (*Unendlicher Spaß*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009, S. 649)

Right after their neighbor Mrs. Waite got found by the meter-guy dead, so he must have been nine, when his Mom was first diagnosed with cirrhosis of the liver, Gately had gotten the diagnosis mixed up in his head with King Arthur. He'd ride a mop-handle horse and brandish a trashcan-lid and a battery-less plastic Light-Saber and tell the neighborhood kids he was Sir Osis of Thuliver, most fearsomely loyal and fierce of Arthur's vessels. (*Infinite Jest*, New York: Little, Brown 2006, S. 449)

Helmut Frielinghaus

BREMER ALBATROS-PREIS AN ANNE BIRKENHAUER UND DAVID GROSSMAN FÜR EINE FRAU FLIEHT VOR EINER NACHRICHT

Bremen, 25. April 2010

»Liebe Anne, seit wir in England sind, lese ich David Grossmans Roman, lese Deine Übersetzung, und bin so tief eingetaucht, freiwillig, aber auch hinein gesogen, in Bann geschlagen, wie es mir lange nicht passiert ist. Ich versinke, lebe in dem, was mir erzählt wird. Längst habe ich ein inniges Verhältnis zu den Gestalten entwickelt, ergreife Partei, teile Freude, Zorn und Entsetzen, Angst, Schrecken und Entzücken. Und ich habe das Gefühl, in diesem Buch sehr viel mehr über den Alltag in Israel zu erfahren, als mir anderes, Gelesenes oder Gehörtes, je vermittelt hat. Das, was wir, so distanziert, so politisch korrekt, das Nahost-Problem oder den Nahost-Konflikt nennen, bekommt für uns Außenstehende beim Lesen dieses Buchs eine andere Dimension: Hier wird es für mich fasslich, hier lese ich, was Menschen, einzelnen Menschen, Israelis wie auch Palästinensern im Alltag widerfährt ... Ein Stück Weltliteratur in meisterhafter Übersetzung. Du erhältst dem Autor das Unvermittelte: da ist das jähe Aufblitzen verblüffender Erkenntnisse, guter und schlimmer, das Erschreckende, das aufgefangen wird durch reale und sprachliche Gesten, Hass durch Liebe oder Barmherzigkeit. Du bringst es fertig, dass ich meine, durch Deine Übersetzung seine Stimme zu hören.« Dies schrieb ich der Übersetzerin Anne Birkenhauer in einem Brief vom 22. Juli 2009 aus Lewes, East Sussex.

Wer das Buch gelesen hat, versteht, warum David Grossman seinen deutschen Verleger bat, die Übersetzung einem in Israel lebenden Übersetzer anzuvertrauen. Er dachte dabei vielleicht an die »Realien«, die man kennen muss, an Tatsachen, Anspielungen, Zitate und dergleichen, aber vor allem wird er an Atmosphärisches und besondere Lebensumstände gedacht haben, an ein Lebensgefühl, wie es im israelischen Alltag wächst – an dieses seinen Gestalten eigene Lebensgefühl, das sich wahrscheinlich nur präzise beschreiben und wiedergeben lässt, wenn man es über Jahre hin geteilt hat.

Nach Israel gegangen und geblieben

Anne Birkenhauer gehört zu den jungen Deutschen, die zuerst als Freiwillige der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste nach Israel gingen. Bei ihr war das 1980, damals war sie 19 Jahre alt. Sie blieb drei Jahre und studierte anschließend in Berlin. Danach kehrte sie nach Israel zurück. Seit 1989 lebt und arbeitet sie in Jerusalem. Sie ist in Jerusalem, in Israel zu Hause. Seit 1997 ist sie hauptberuflich Literatur-Übersetzerin, hat Gedichte, erzählerische und essayistische Prosa übersetzt, so mehrere Romane von Aharon Appelfeld oder Gedichte von Dan Pagis. Sie hat Essays über das Übersetzen aus dem Hebräischen geschrieben und Vorträge über israelische Gegenwartsliteratur gehalten.

Am selben Punkt am Abgrund stehen

Ein Roman, ein großes Epos wie *Eine Frau flieht vor einer Nachricht* wird einem in einem Übersetzerleben selten, vielleicht

nur einziges Mal angeboten. Ich versuche mir vorzustellen, wie Anne Birkenhauer zumute gewesen ist, als sie das Manuskript in Händen hielt, es zuerst las. Einerseits das Glück, ein so einzigartiges Werk angeboten zu bekommen, andererseits die sich immer wieder einstellende Übersetzer-Sorge: Schaffe ich das, kriege ich das hin? Sie muss beim ersten Lesen begriffen haben, was für ein großes Wagnis es sein würde, das Angebot anzunehmen. Sie muss gewusst haben, dass ihr eine angemessene Übersetzung nur gelingen könnte, wenn sie sich mit Haut und Haaren auf das Buch, auf seine Gestalten, auf die Sprache des Autors einließ. Das heißt, wenn sie dem Autor Schritt für Schritt durch vielfältiges Glück und Grauen seiner Geschichte folgte.

Ein in der Zeitung Haaretz erschienener Bericht über die Empfänger des Albatros-Preises gibt uns einen kleinen Einblick in die – von Anne Birkenhauer gesuchte – Zusammenarbeit zwischen ihr, der für den deutschen Text verantwortlichen



Anne Birkenhauer

Foto © privat

Übersetzerin, und dem Autor: »Sie wolltet«, sagte David Grossman der Zeitung, dass ich ihr manche Szenen aufzeichnete, ihr genau beschrieb, »wo Avram stand und wo Ora, um das Maß der Intimität in ihrem Gespräch zu verstehen. Manchmal musste ich ihr wie ein Schauspieler eine Stelle vorlesen, damit sie die Musik hörte. Anne Birkenhauer besitzt eine

außerordentliche Sensibilität für die Feinheiten der Sprache.« Und die Übersetzerin fügt erklärend hinzu: »Man kann nichts übersetzen, was man nicht bis in die Tiefe versteht. Dafür habe ich David Grossman gebraucht ... Wenn er an den Abgrund tritt, stehe ich an demselben Punkt und nicht einen Zentimeter hinter ihm ... Wo es um Direktheit und die Nähe zum beschriebenen Geschehen geht, ist das Übersetzen ein ähnlicher Prozess wie das Schreiben.«

Im Gedanken an diese enge Zusammenarbeit zwischen dem israelischen Autor und seiner aus Deutschland stammenden Übersetzerin gewinnt die Metapher von den Literatur-Übersetzern als Brückenbauern eine neue, unmittelbare Bedeutung. Ich wünsche diesem Buch die am Ende für diesen Brückenschlag nötigen zahlreichen deutschen Leser.

Präzision und Intimität

Es gibt einen Moment, den ich als schmerzlich empfunden habe, als der sechsjährige Ofer, Oras und Avrams Sohn, seine Mutter nach den Feinden und dann nach den wirklichen Freunden Israels fragt. Da wird Deutschland nicht genannt. Und doch: als einer, der 1938 erlebt hat, verstehe ich das, ich finde es richtig, ich akzeptiere es, wenn ich an unsere Geschichte denke, an die Shoah, die ursächlich hinter der in diesem Buch erzählten Geschichte Israels steht.

Präzision und Intimität: mit diesen Begriffen lässt sich Grossmans Erzählen, lässt sich die Arbeit der Übersetzerin charakterisieren – als sprachliche, und hier heißt das oft genug grausame, unbarmherzige Genauigkeit bei der Beschreibung der »Lage« des Landes, als äußerste Nähe und intime Vertrautheit, mit der Grossman seine Romangestalten vor dem Leser zu lebendigen Menschen werden lässt. Er wollte zeigen, wie die brutale Wirklichkeit »in die intimsten Räume eindringt«, sagte er im Interview mit dem Spiegel.

Ich möchte auf einige wenige der für Übersetzer schwierigen sprachlichen Besonderheiten und Kunstgriffe David Grossmans hinweisen. Da ist, gleich am Anfang, in den im Krankenhaus spielenden Sequenzen dieses anhaltende Pendeln zwischen Wirklichkeit und Traum, ein fiebriger Schwebeszustand,

aus dem die Hauptgestalten des Romans, hier noch Jugendliche, nach und nach immer klarer hervortreten. Da ist – immer wieder im Buch – der oft Übergangslose Wechsel zwischen Gesprochenem und Gedachtem oder der jähe Wechsel der Perspektive, der Wechsel der Sprechenden mitten in einem einzigen Satz. Kühne, bedeutungsvolle erzählerische Mittel, die in einer anderen Sprache, in einer anderen Syntax schwer nachzubilden sind und leicht gewaltsam wirken könnten. In Anne Birkenhauers Text liest sich das wie etwas Selbstverständliches, ohne dass man stolpert oder auch nur verwundert innehält. Dann die vielen Nuancen der Sprache, in denen die sich stetig verändernden Beziehungen der Gestalten untereinander deutlich werden, etwa wenn wir Ora und den von ihr fast mit Gewalt ins Leben zurückgeholt Avram auf ihrer langen Wanderung durch Galiläa begleiten – diese magische, uns aus anderen Zusammenhängen halb vertraute Landschaft. Eine Wanderung, die für Ora und Avram zugleich ein weit ausholendes, immer vertrauter werdendes Gespräch über ihr lange getrennt verlaufenes Leben und ihren gemeinsamen Sohn Ofer ist – eine Wanderung, die von wundersamen, skurrilen und komischen Ereignissen unterbrochen wird. Oder aber, wie es Anne Birkenhauer gelingt, ihrem Autor zu folgen, wenn er grausame Geschehnisse, die er nicht direkt erzählt, über die seine Gestalten nicht sprechen, für seine Leser deutlich werden lässt.

Was alles musste von der Übersetzerin erarbeitet werden, damit der Leser des übersetzten Werks eine so komplexe Handlung und das Handeln der Gestalten vor einem so komplizierten zeitgeschichtlichen Hintergrund versteht? Anne Birkenhauer hat, so scheint es, für alle Nuancen der eindringlichen Gespräche in unserer Sprache angemessene Entsprechungen gefunden. Sie hat, während sie an der Übersetzung arbeitete, einige Wochen in Berlin verbracht und sich buchstäblich »umgehört«, um sich der gesprochenen deutschen Sprache zu vergewissern. Sie hat den Romangestalten jeweils eine eigene Sprache gegeben. Sie wollte, wenn sie Grossman bat, ihr eine Passage vorzulesen, den Klang, »die Musik« des Originals hören. Tatsächlich hören wir nun in ihrer Übersetzung diese Musik, das Melodische der Dialoge, dieses wunderbare, mitreißende erzählerische Fließen, das zu einem epischen Roman unbedingt gehört. Und wir hören, wie David Grossman über die körperliche und seelische Verletzlichkeit des Menschen, über die Zerbrechlichkeit der menschlichen Existenz und, auch das immer wieder, über die Kraft der Liebe spricht.

In Anne Birkenhauers meisterhafter Übersetzung lesen wir ein bestürzendes, beunruhigendes und dennoch seltsam beglückendes Buch.

Hinrich Schmidt-Henkel

EUROPÄISCHER ÜBERSETZERPREIS OFFENBURG AN HANNS GRÖSSEL

25. April 2010

Wer Hanns Grössel um Arbeitsproben seines Übersetzens bittet, um ein Beispiel von etwas, das ihm besonders am Herzen liegt, der erhält ein kleines Konvolut von Fotokopien. Es handelt sich dabei um Inger Christensens Sonettenkranz *Sommerfugledalen. Et Requiem – Das Schmetterlingstal. Ein Requiem*, erschienen in einer wunderbaren zweisprachigen Ausgabe im wunderbaren Kleinheinrich Verlag. Das Abschlussgedicht dieses Zyklus beginnt auf Dänisch so:

De stiger op, planetens sommerfugle
i Brajčínodalens middagshede luft,
op fra den underjordisk bitre hule,
som bjergbuskadset dækker med sin duft.

Jetzt das ganze Sonett, deutsch von Hanns Grössel:



Förderpreisträger Peter Urban Halle (links) und Hanns Grössel
Foto © Peter Heck

Sie steigen auf, die Schmetterlinge des Planeten,
in der mittagsheißen Luft des Brajčínotal,
aus der unterirdisch bitteren Höhle herauf,
die das Berggebüsch mit seinem Duft verdeckt.

Als Bläuling, Admiral und Trauermantel,
als Pfauenauge flattern sie umher
und gaukeln dem Toren des Universums ein Leben
vor, das nicht wie nichts stirbt.

Wer ist es, der diese Begegnung verzaubert
mit Anflügen von Seelenfrieden und süßen Lügen
und Sommergesichtern verschwundener Toter?

Mein Ohr antwortet mit seinem tauben Klingen:
Es ist der Tod, der dich mit eigenen Augen
vom Schmetterlingsflügel aus mustert.

Dass Hanns Grössel diese Übersetzung als exemplarisch benennt, ist gewiss auch ein posthumer Gruß an Inger Christensen, die im vergangenen Jahr starb, was diese in Verse gefasste Erkundung der Todesaussicht noch bezwingender macht als zuvor.

Zurück zum Dänischen durch Inger Christensen

Hanns Grössel ist »der Übersetzer« dieser bedeutenden, charismatischen Autorin und sie wiederum »die Autorin« dieses bedeutenden Übersetzers und Literaturmannes. Obwohl die Liste der von ihm aus dem Dänischen, dem Schwedischen und dem Französischen übersetzten Autoren durchaus nicht kurz ist, so nehmen doch die Werke von Inger Christensen den gewichtigsten Raum darauf ein. Sie haben ihn durch sein Übersetzerleben hindurch begleitet.

Viele Stimmen in der literarischen Welt übrigens, die Inger Christensen als Nobelpreiskandidatin sahen, kennen ihr Werk weitgehend in Hanns Grössels Übersetzungen. Man sieht, Autoren können Übersetzern einiges verdanken. Diese Bemerkung allerdings wird Hanns Grössel vergnügt und mit klugen Argumenten von sich weisen. Das hilft ihm aber nichts, jetzt muss er sich preisen lassen. Auch sonst pflegt er eine typische Bescheidenheit. So schildert er in einer autobiographischen Auskunft, dass die Beschäftigung mit Christensens Lyrik ihm die dänische Sprache wiedergegeben habe, die eine Weile in ihm »abgesunken« gewesen sei, wie er es dort nennt.

Der gebürtige Leipziger Grössel war 1939 mit sieben Jahren nach Kopenhagen gekommen, wo sein Vater eine Lehrerstelle an einer Schule innehatte, die bis heute zweisprachig dänisch-deutsch organisiert ist. Dort lernte er Dänisch, vor allem beim Spiel mit den anderen Kindern und bei den Nachbarn. Bis heute spricht er ein anmutiges, melodiöses Dänisch, das beweist, über welche Möglichkeiten zur Klangschönheit diese Sprache verfügt.

Ganz sicher ist seine frühe und tiefe Vertrautheit mit dänischer Sprache und Alltagskultur ein großer Trumpf des Übersetzers Grössel, denn dank eines solchen Hintergrundes kann er Zwischentöne und Nuancen, Assoziationsräume wahrnehmen, die eine Übersetzung entscheidend bereichern. Grössel selbst sagt zwar, ich zitiere, »›besitzen‹ oder ›beherrschen‹ sind falsche Wörter für die Art und Weise, wie wir in Sprachen leben und wie Sprachen in uns leben« – auch das drückt eine professionelle Haltung aus: beherrschte Kontrolle der eigenen Mittel und fortgesetzte Arbeit an sich selbst – vielleicht ist das sogar eine Lebenshaltung.

Für sein Wirken als Übersetzer, aber auch als Kritiker ist Hanns Grössel schon häufig ausgezeichnet worden, so 1993 mit dem Petrarca-Übersetzerpreis oder 1996 mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. 2002-2004 war er der Träger des Hieronymusrings unseres Verbandes der deutschsprachigen Literaturübersetzer. Der von der Hubert Burda Stiftung und der Stadt Offenburg ausgerichtete Europäische Übersetzerpreis, der in den wenigen Jahren seines bisherigen Bestehens bereits hohes Ansehen in der literarischen Welt erwerben konnte, fügt sich würdig in diese Reihe.

Erschaffung von Klang- und Sinnzwischenräumen

Schon die wenigen Zeilen des Sonetts eingangs zeigen den Übersetzer Hanns Grössel mit Qualitäten, die über das bloß »richtige« Übersetzen weit hinausgehen: das Talent zum treffenden und schönen Wort, die Fähigkeit, Klang- und Sinnzwischenräume zu schaffen, ein Kalkül, das den allzu hohen genauso wie den allzu banalen Ton zu meiden weiß, eine sichere Trennschärfe im Erkennen dessen, was nötig und was möglich ist.

Das Schmetterlingstal ist auch ein Exempel für eine kluge Bescheidung. Grössel belässt seine Übersetzung in der dienenden Rolle als Lesefassung in dieser zweisprachigen Ausgabe, verzichtet also auf Reim und Metrum, die in der daneben stehenden dänischen Originalfassung lesbar sind. Die Reimwörter hätte er zwar zur Hand, hier zum Beispiel »Duft« und »Luft« – doch um sie ans Zeilenende zu schaffen, müsste er auf Deutsch Inversionen fabrizieren, und das Ganze erschiene sofort viel gestelzter als das Original, in dem Luft und Duft dank dänischer Grammatik ganz selbstverständlich und fügsam am Versende Platz nehmen. Andere formale Feinheiten sind Grössel wichtiger und erhaltenswert, so zum Beispiel, dass dieses Abschlussgedicht des Sonettenkranzes, das 15. Sonett mit seinen 14 Zeilen, aus den Anfangszeilen der 14 vorangehenden Sonette besteht – und diese 14 beginnen jeweils mit der Endzeile des vorigen. Hier und auch in anderen Texten von Inger Christensen vollführt Grössel die bisweilen hochartistischen formalen Trapeznummern der Autorin mit – Trapeznummern oft mit dem erstaunlichen Anspruch, vollkommen unauffällig zu bleiben. Das machte Christensen in einer Weise, dass sich so mancher französischer Oulipist und Sprachwürfler verwundert die Augen reiben kann. Und Grössel macht es mit, ebenso streng formal und ebenso leichtfüßig.

Ästhetische Souveränität und europäischer Horizont

Ich habe Hanns Grössels Umgang mit Sprache in einer konkreten Arbeitserfahrung hautnah erlebt, in einer Situation, in der er nicht Übersetzer war, sondern der wichtigste Partner des Übersetzers, mein Lektor nämlich, als den ich ihn vor einigen Jahren für meine Neuübersetzung von Louis-Ferdinand Célines »Reise ans Ende der Nacht« gewinnen konnte. Der Rowohlt Verlag hatte mir die Entscheidung für einen Lektor überlassen, und es war ein enormes Glück für mich und für diese Übersetzung, dass Grössel sich bereit erklärte, sein sprachliches, kulturelles und historisches Wissen, seine ästhetische Souveränität, seinen listig-vergnügten Blick und seinen unbeirrbar präzisionsanspruch für dieses Projekt zur Verfügung zu stellen.

Fundiertes Wissen also, Lebenserfahrung, Esprit, zügelnde Disziplin und zugleich Ungebundenheit im ästhetischen Urteil – all das konnte Hanns Grössel in seinen beruflichen Stationen als Lektor bei S. Fischer und im Rowohlt Verlag und danach in den über dreißig Jahren als Literaturredakteur im Hörfunk des WDR einsetzen. Wir ehren ihn heute als Übersetzer, vergessen dabei aber nicht, dass sein Beitrag für das literarische Leben und den europäischen literarischen Austausch über diese Tätigkeit weit hinausgeht, als Redakteur, als Kritiker und Förderer, als Entdecker und Herausgeber, als Essayist und als Forscher – und als jemand, der ungemein zur Kollegialität und zur Freundschaft begabt ist, jemand, mit dem man sich sofort im anregenden, themen- und anekdotenreichen Gespräch befindetet, in dem er nie mit seinem Wissen oder seinen Verbindungen zu großen Häuptern protzt – und über beides, Wissen und Verbindungen, verfügt er reichlich.

Hanns Grössel gehört außerdem zu den nicht gar so zahlreichen Menschen, deren Blick und Erfahrungen über mehrere Grenzen, in mehrere Kulturen gehen; in seinem Fall in die skandinavische und in die romanische, nach Frankreich. Ihn hier als einen Übersetzer mit europäischem Horizont zu ehren, das ist eine äußerst treffliche Entscheidung der Findungskommission dieses Preises.

Irene Weber Henking, Universität Lausanne

JOHANN-HEINRICH-VOSS-PREIS FÜR ÜBERSETZUNG AN ZSUZSANNA GAHSE

Laudatio anlässlich der Verleihung am 15. Mai 2010
in Istanbul

»[D]ie Übersetzung ist so getreu, dass man sie beynahe wörtlich nennen kann; [und] bei dieser Treue ist sie durchaus ächt und rein in der Sprache, frey von affectierten [Magyarismen], seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen, und dergl., ist überhaupt schön versificiert, und so fließend, dass Niemand, der nicht selbst vom Metier ist, den Fleiß, womit die Verse gearbeitet sind, und die Mühe, die sie dem Verfasser oft gekostet haben müssen, so leicht gewahr werden wird.«

So lautet die Begründung der Jury zur diesjährigen Verleihung des Johann-Heinrich-Voß-Preises für Übersetzung an



Zsuzsanna Gahse

Foto privat

Zsuzsanna Gahse nicht, sondern dies sind, in leicht adaptierter Form, die Worte Wielands zur Voßschen Übersetzung von *Homers Odyssee* aus dem Jahre 1781. (Zitiert nach: *Weltliteratur. Die Lust am Übersetzen im Jahrhundert Goethes*. 1989, S. 311)

Zsuzsanna Gahses Übersetzungen sind, zum Glück, wie jene ihres illustren Vorgängers tatsächlich nur »beynahe wörtlich«. Zsuzsanna Gahse schreibt ihre Übersetzungen, ihr eigenes vielfach ausgezeichnetes Originalwerk und

ihre zahlreichen poetologischen Arbeiten ganz, d.h. mit allen Fasern der Texte, und nicht allein mit den Wörtern, in die deutsche Sprache mit ihren Formen, Bildern und Klängen ein. Mehr noch, ihre Übersetzungen weiten den Tonraum und Bildkörper der deutschen Sprache aus, sind ein Spracherlebnis und eine Lesefreude – und hier setzt auch diese Laudatio an.

Mit unerhörtem Gehör

In Zsuzsanna Gahses Übersetzungen begegnet der deutschsprachige Leser einer unbekannteren Literatur und neuen Stimmen: Wir alle, die wir kein Ungarisch können, verdanken es Zsuzsanna Gahse, dass wir im deutschen Sprachraum seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts Autoren wie Péter Esterházy, Péter Nádas, Miklós Mészöly und seit ein paar Jahren István Vörös, Zsuzsa Rakovszky und Ottó Tolnai lesen können. Diese Autoren waren in Ungarn zwar bereits in den 80er Jahren für die literarische Enthüllung und Verarbeitung der Diktatur anerkannt und gefeiert. Doch gerade deren neue ungarische Sprache, welche sich von der literarischen Sprachlosigkeit der offiziellen Dichter abhob, in der deutschen Sprache erfahrbar zu machen, war eine Herausforderung für die Übersetzerin und ist das literarische Verdienst der Autorin. Mit einem, wie es in einem langen Gedicht von Tolnai heißt, buchstäblich »unerhörten Gehör« schreibt Zsuzsanna Gahse die ungarischen Geschichten, Landschaften und Rhythmen in die deutsche Sprache. Stellvertretend für alle diese ungarischen Bilder und Stimmen sei hier nur eine Passage aus Ottó Tolnais Gedichtband *Göttlicher Gestank* (Edition Korrespondenzen, Wien, 2009) zitiert, welche metaphorisch von der Schreiberfahrung eines Dichters spricht und zugleich als Beleg für das eindruckliche Können der Preisträgerin gelesen werden kann:

»[Er] wollte dort draußen den Himmel anbrüllen
doch blieb das Himmelsblei gleichgültig
damals gerade hatte mir ein Freund erklärt
dass es nicht einfach sei Nägel in
Bleiplatten zu hauen
man müsste es üben dachte ich
müsste es allmählich herausbekommen
Nägel und Hammer kaufen und
täglich probieren
in die Bleiplatten des Firmaments hämmern«

Versucht man nun zu erklären, warum Zsuzsanna Gahse ihre ungarischen Zeitgenossen und Sprachvirtuosen der deutschen Literatur und Sprache zugeführt hat, stößt man auf zwei Namen, Helmut Heißenbüttel und über diesen auf Hannah Arendt. Als Helmut Heißenbüttel anfangs der 80er Jahre Zsuzsanna Gahse bat, eine Radiosendung über literarische Schwerpunkte im damaligen Ungarn vorzubereiten, stellte Zsuzsanna Gahse ein Programm aus jungen und in Deutschland bislang kaum bekannten ungarischen Schriftstellern zusammen. Am Ende der langen Sendung gestand ihr Heißenbüttel, »er habe [ihr] den Auftrag nur gegeben, weil Hannah Arendt gemeint habe, dass die Logik eines jeden mit der eigenen Muttersprache zusammenhänge, und daher habe er, Heißenbüttel, [sie] zu [ihrer] Muttersprache zurückführen wollen.« (in: Gahse: *Erzählinseln. Reden für Dresden 2008*. Universitätsverlag und Buchhandel, Dresden 2009, S.45)

Übertragen des Sinns und eines Sprachbildes

Es geht Zsuzsanna Gahse bei ihrer literarischen und übersetzerischen Arbeit primär um die Frage nach der sprachlichen Sinn-Schöpfung. Und dabei kommt die Unterscheidung zwischen Original und Übersetzung ins Schwanken. Obwohl für die Autorin keine Übersetzung das Original ersetzen kann, gibt es eine Verwandtschaft zwischen den beiden: Für die Übersetzerin steht die Übersetzung zum Original wie das Original zu seinem Sinn. Beide, Original und Übersetzung, sind Übertragungen. Doch wo das Original scheinbar unmittelbar einen Sinn und ein Bild übersetzt, überträgt die Übersetzung zusätzlich zum Sinn auch ein Sprachbild. Und dadurch gewinnt die Sprache selbst, als Übersetztes, an Sinn und Sinnlichkeit.

Jede Entsprechung eine Art Lüge

Bei der Übersetzung von Sprachvirtuosen wie Péter Esterházy

und Péter Nádas sind nicht allein das ungarische Agglutinationsprinzip, das fehlende grammatische Geschlecht und die spärlichen verbalen Vergangenheitsformen eine Herausforderung für die deutschsprachige Übersetzerin. Die Übertragung von Sinn und Bild ist nicht allein Sache der Struktur und Grammatik, sondern eine Frage der Übersetzung einer Beziehung. In dem sehr kunstvollen und zugleich auch programmatischen Text mit dem Titel *Übersetzt. Eine Entzweigung* (Centre de Traduction Littéraire, Lausanne, 2000) umschreibt Zsuzsanna Gahse dieses Moment der Suche nach der Entsprechung in der Übersetzung wie folgt:

»Welches Deutsch? Gibt es eine Entsprechung für seine Sprache? Und hat diese Entsprechung, nach denen er unter den Wörtern und Wortfügungen, die er in seiner Sprache zwar kannte, aber suchen musste, in einer anderen Sprache auf ihn gewartet, oder ist sie vielleicht gar nicht wirklich vorhanden? Vier verschiedene Möglichkeiten habe ich gefunden, und wenn es vier Möglichkeiten gibt, ist keine sicher, sicher gibt es auch eine fünfte und sechste, und jede für sich ist eine Art Lüge.« (S.17) So reflektiert Zsuzsanna Gahse und antwortet indirekt auf Péter Esterházy's Frage, die da lautet: »Wieviel weiß mein aus dem Ungarischen stammender Satz auf deutsch?« (in: Esterházy: *Thomas Mann mampft Kebab am Fuße des Holstentors*, Berliner Taschenbuchverlag, Berlin, 2009, S.133)

Doch diese ungarische Frage Esterházy's ist ja bereits die deutsche Übersetzung von Zsuzsanna Gahse. Und plötzlich dreht und wendet sich der Satz, scheint seine originale Mitteilung – oder Lüge? – zu unterlaufen und performiert zugleich in seiner Wörtlichkeit eine zentrale Aussage von Zsuzsanna Gahse: »Jedes Wort ist eine Übersetzung, jede Erzählung, auch die Nacherzählung, das ist ein Ansatzpunkt.« (in: Gahse: *Erzählinseln*, S.51)

Dieser poetologische Grundsatz macht auf die notwendige Wechselbeziehung von Sprache und Übersetzung im Schaffen von Zsuzsanna Gahse aufmerksam. Und so ist es denn auch nur folgerichtig, wenn sie von ihren Übersetzungen verlangt, sie sollen Sinn und Sprachlichkeit der ungarischen Originale in der deutschen Zielsprache entfalten:

»In einer deutschen Übersetzung erzählt die deutsche Sprache, und der Haupterzähler ist immer die Sprache selbst; jede Erzählung gehört ursprünglich der Sprache, den Talenten, also Möglichkeiten einer Sprache, und kein Autor wird für das, was er erzählen will, mehr tun können, als das Können seiner Sprache abzufragen, weil in diesem Können alles Wissen enthalten ist. Das muss ein Übersetzer nicht. Aber auch er wird alles Können seiner Sprache für die Sätze des Originalautors bereithalten müssen.« (in: Gahse: *Erzählinseln*, S.48)

Zsuzsanna Gahse realisiert in ihren deutschen Übersetzungen der ungarischen Literatur weit mehr als dies. Ihre Übersetzungen sind deutsche Texte, weil sie alle Möglichkeiten der deutschen Sprache, alles Können dieser deutschen Sprache nutzt. Und diese Übersetzungen gehören zur deutschen Literatur, weil die Übersetzerin das ganze Können der deutschen Sprache mit ihrem eigenen literarischen Talent schreibt.

Ein ungesagtes Original schaffen

Der spanische Philosoph und Essayist José Ortega y Gasset charakterisiert das Schreiben und den Stil eines Autors als Abwandlung und Abweichung vom »herkömmlichen Sinne eines Wortes«. In diesem Sinne abgewandelt, umgewendet und übersetzt schreibt Zsuzsanna Gahse für alle ihre Leser – gerade auch für diejenigen, die kein Ungarisch verstehen – und schafft literarisch ein ungesagtes Original.

Zsuzsanna Gahse zeigt uns, wie weit man gehen kann und gehen muss, wenn man übersetzend das genauer sagen will, wofür vielleicht auch das Original noch kein Wort hat. Als Anerkennung und Ermutigung erhält sie heute den Johann-Heinrich-Voß-Preis, um diesen Weg der kreativen Nachdichtung immer weiter und weiter zu gehen. Wir folgen ihr dankbar und glücklich.

HELMUT M. BRAEM-PREIS AN VERA BISCHITZKY FÜR DIE ÜBERSETZUNG VON NIKOLAI GOGOLS TOTE SEELEN

Dankrede vom 12. Juni 2010 in Wolfenbüttel

Ich bin heute sehr glücklich und möchte allen danken, die meine Arbeit dieser Auszeichnung für würdig befunden haben. Besonders gefreut habe ich mich über die Formulierung in der Preisbegründung, es sei mir gelungen, Gogols Humor zum Leuchten zu bringen. Neben unzähligen anderen Schwierigkeiten war gerade die »Nachahmung« des subtil Komischen des Originals eine ganz besondere Herausforderung für mich. Auch angesichts des Verdikts von Gogol selber, der aus Anlass der ersten Veröffentlichung von *Tote Seelen* ins Deutsche 1846 an seinen Freund Jasykow schrieb: »Die Nachricht von der Übersetzung der ›Toten Seelen‹ ins Deutsche war mir unangenehm.



Vera Bischitzky Foto © Ebba Drolshagen

[...] Wenn Dir diese Übersetzung in die Hände gerät, schreibe mir, wie sie ist und was auf Deutsch dabei herausgekommen ist. Ich glaube, nichts Halbes und nichts Ganzes.«

Ich freue mich auch sehr für Nikolai Gogol, der zu den großen Klassikern der Weltliteratur gehört

und seinen Platz ganz oben auf dem Olymp der Literaturgötter innehat. Leider steht er in der öffentlichen Wahrnehmung bei uns etwas im Schatten von Tolstoi und Dostojewski (quasi dem russischen Äquivalent für Goethe und Schiller, die viele im Munde führen, ohne ihre Werke tatsächlich zu lesen). Bei Gogol ist das – in Russland – ganz anders. Gogols Tote Seelen leben, viele der Gestalten und Situationen sind sprichwörtlich geworden, man liest einander das Buch an Sommerwochenenden auf der Datscha vor – ja, tatsächlich, ganz wie bei Tschekow! Und in Moskau sagte mir einmal jemand: »Immer, wenn ich traurig bin, nehme ich die Toten Seelen zur Hand.«

Vielleicht trägt die Aufmerksamkeit, die dieser Preis möglicherweise auf sich zieht, auch ein wenig dazu bei, mehr Menschen bei uns zu animieren, dieses wunderbare Buch zu lesen ... Eine Neuauflage ist jedenfalls in Vorbereitung – und der astronomische Preis zumindest schon einmal halbiert!

Danken möchte ich meinen schon vor langer Zeit gestorbenen Eltern. Ohne die Prägung durch mein Elternhaus hätte ich vermutlich weder die Ausdauer und das Verantwortungsgefühl aufgebracht, die erforderlich sind, um einem Autor vom Format eines Nikolai Gogol wenigstens ansatzweise gerecht zu werden, noch wäre ich überhaupt der russischen Literatur mit Haut und Haar verfallen.

Danken möchte ich auch meinen Freunden und Kollegen hierzulande, von Lübeck, über Bamberg bis Stuttgart; und jenen von Helsinki bis Jerusalem und von Chicago über Moskau, Sankt Petersburg und Kiew bis Bischkek (in Kirgisien). Sie haben mich ermuntert, ermutigt und mir bei der Lösung vieler Fragen geholfen, manchmal einfach durch einen Gedankenstoß, wenn ich getreu der Devise von Wolf Biermann gehandelt habe, die da lautet: »Du darfst alle sprachbegabten und hochgebildeten Freunde als Zuarbeiter ausbeuten.« (Das 3. Gebot aus seinen »Zehn Geboten zum gediegenen Dolmetschen«) Sie haben mir durch ihre Freundschaft Kraft gegeben, sich meine begeisterten Reden angehört, wenn ich wieder einmal einer verschütteten Realie des 19. Jahrhunderts auf die Spur gekommen war und mich bisweilen auch mit Gogols Lieblingsspeisen bewirtet.

Und natürlich meiner Familie – die heute durch meinen Lebensgefährten Javad vertreten ist – möchte ich dafür danken, dass sie mich all die Jahre der Zweifel, der Krisen, der Besessenheit von meinem Gegenstand moralisch unterstützt und

überhaupt ausgehalten hat. Immerhin konnte ich mehr als drei Jahre beinahe von nichts anderem reden als von Gogol, Gogol und nochmals Gogol ... Ein Zustand, der, nebenbei gesagt, noch immer nicht ganz abgeebbt ist.

ÜBERSETZERSTIPENDIUM DES LANDES NIEDERSACHSEN AN WERNER SCHMITZ

Übersetzen: *Werner Schmitz, dir wurde im Juni 2010 in Wolfenbüttel das erstmals ausgeschriebene Übersetzerstipendium des Landes Niedersachsen für die Übersetzung des Romans Solar von Ian McEwan zugesprochen. Was ist das für ein Stipendium?*

Werner Schmitz: Man bekommt eine Unterstützung für ein schwierigeres Projekt, für das man länger als gewohnt braucht. Die Arbeit an diesem Roman war relativ umfangreich und hat knapp vier Monate gedauert, dann noch einmal ein bis zwei Monate für das intensive Durcharbeiten. Das geschah in enger Zusammenarbeit mit der Lektorin bei Diogenes, der Ian McEwan auch besonders am Herz liegt.

Werner, du arbeitest sehr viel, hast einige vielschreibende Stammautoren wie Paul Auster, Chuck Palahniuk oder Philip Roth. Wie schaffst du das, trotzdem eine Übersetzung abzuliefern, die sich derart lustvoll und witzig liest?

Ich mache wenn möglich immer eine Woche Pause zwischen den Büchern ... Und die Arbeit macht mir einfach Spaß. Die Lust ist immer noch da, trotz der langjährigen Routine. Ich schlage heute sogar mehr Wörter nach als früher, nicht nur, weil die Recherchemöglichkeiten durch das Internet sehr viel besser geworden sind, sondern auch, weil das Englische sich immer schneller zu wandeln scheint, vor allem die Idiomatik.

Die Hauptfigur Michael Beard ist Nobelpreisträger in Physik und es wird sehr viel über Physik, Quantenmechanik, Klimawandel etc. geredet. Stellte das die größte Herausforderung bei der Übersetzung dar oder gab es andere Aspekte dieser Arbeit, die noch schwieriger waren?

Ich wollte eigentlich mal gern Physik studieren, eine gewisse Affinität zur Materie ist also da. Das Schwierigste sind nicht die Fachtermini als solche, sondern die Sprache, in der die Wissenschaftler sich miteinander unterhalten, die Verben: Wie bekommt man realistische Dialoge hin? Wie reden Physiker denn nun wirklich miteinander? Die Lektorin hat dazu auch einen Physiker zurate gezogen.

Es macht einfach Spaß, diese Übersetzung zu lesen. Sie wirkt leicht und mühelos. War diese Arbeit wirklich so mühelos?

Na ja, nicht unbedingt. Ich habe zum Beispiel erst beim zweiten oder dritten Korrekturdurchgang einige Beziehungsgeflechte entdeckt, die mir bis dahin entgangen waren, zum Beispiel beim Wort »Herz«. Es bleibt eigentlich völlig offen, was am Ende des Buches mit dem Professor passiert. Man erfährt nur, dass er einen Stich im Herzen verspürt. Aber ob er nun zum ersten Mal wirklich liebt oder einen Herzinfarkt hat, das bleibt für mich offen. Das ist so raffiniert formuliert, dass ich diese Doppeldeutigkeit anfangs gar nicht bemerkt habe, aber wenn man einmal im Buch zurückgeht und sich alle Stellen mit »Herz« ansieht, dann merkt man, dass diese Doppeldeutigkeit von vornherein angelegt ist.

Hältst du diese Übersetzung von Solar für besonders inspiriert oder ist das auf deinem Normalniveau, was du da abgeliefert hast?

Ein Buch, das mich beim Übersetzen begeistert, lässt sich leichter übersetzen, aber das passiert leider nicht so häufig. Und *Solar* hat mich wirklich begeistert, ein richtig gutes Buch. McEwan zu übersetzen ist andererseits gar nicht so einfach, weil sich alles aufeinander bezieht, man muss höllisch aufpassen, es war ja auch mein erster McEwan. Die enge Zusammenarbeit mit der Lektorin, die McEwan schon seit langem betreut, war sehr produktiv. Ich habe einen Teil durchgearbeitet, an die Lektorin geschickt, die hat ihn bearbeitet und mir wieder zurückgeschickt usw., damit haben wir an die zwei Monate zugebracht.

Werner Schmitz, wir gratulieren dir zu dieser gelungenen Übersetzung.

Die Fragen stellte Anke Burger.

Claus Sprick

ÜBERSETZERPREIS DER KUNSTSTIFTUNG NRW 2010 AN SABINE BAUMANN FÜR ALEXANDER PUSCHKINS *EUGEN ONEGIN* SAMT NABOKOV'S KOMMENTAR

Straelen, 15. Juni 2010

Ich hatte mir so eine schöne Eröffnungsrede zurechtgelegt. Ich wollte damit beginnen, an die früheren Preisträger zu erinnern, an Thomas Reschke 2001, Bernhard Robben/Christa Schuenke 2003, den Dänen Niels Brunse 2005, Barbara Kleiner 2007, Gerhard Csejka 2008 und den Franzosen Pierre Deshusses 2009, um dann einen Bogen zu schlagen zu Sabine Baumann und aufzuzeigen, dass sich dies alles in eine wohl überlegte Konzeption einfügt, die allein der übersetzerischen Qualität verpflichtet ist, und herausragenden Leistungen die Anerkennung zollt, die sie verdienen.

Puschkins *Jewgenij Onegin* war das Buch, das mich als Sechzehnjährigen so fasziniert hatte, dass ich auf dem Gymnasium drei Jahre lang einen Russischkurs belegte, um dieses Buch im Original lesen zu können. Jetzt werde ich in der Lage sein, mit mehr Verstand nachzulesen, was ich mir damals natürlich nur ansatzweise erschließen konnte.

Ich freue mich aber auch, weil ich mir sicher bin, dass die Gründer unseres Übersetzerkollegiums, wenn sie noch unter uns wären, die Jury zu dieser Entscheidung beglückwünschen würden, und zwar gerade wegen der ungewöhnlichen Kombination aus einer Neuübersetzung des *Jewgenij Onegin* und einer Übersetzung des Kommentars von Nabokov zu diesem Werk.

Klaus Birkenhauer hätte sich gewiss gefreut, dass nun endlich auch dieses wichtige Werk des Schriftstellers und Übersetzers Vladimir Nabokov auf Deutsch vorliegt. Denn er selbst kannte und schätzte seinen Nabokov wie nur wenige, hatte er doch zwei frühe Romane von ihm, *Maschenka* und *Verzweiflung*, ins Deutsche übersetzt – beide Übersetzungen haben Eingang in die von Dieter E. Zimmer herausgegebene und bei Rowohlt erschienene Nabokov-Werkausgabe gefunden, und auch Klaus Birkenhauer hätte dem Stroemfeld-Verlag für dieses letzte editorische Wagnis gedankt, das Rowohlt leider nicht mehr eingehen wollte. Diesem Dank möchte ich mich hier ausdrücklich anschließen.

Und Elmar Tophoven hätte sich gewiss gefreut, weil mit Nabokovs Kommentar nun auch auf Deutsch etwas zugänglich wird, was er selbst stets angeregt und gefordert hatte: nämlich dass der Übersetzer Nabokov die unschätzbar wichtigen Erkenntnisse und Einsichten, die er bei der intensiven Auseinandersetzung mit dem Original gewonnen hat, nicht mit ins Grab nimmt, sondern zu Papier bringt und mit anderen zu teilen bereit ist.

Nabokovs Kommentar eine Fundgrube für Übersetzer

Nabokov ist zwar methodisch anders vorgegangen als Tophoven, aber auch seine eher essayistische Darstellung darf wohl mit Fug und Recht dem »transparenten Übersetzen« zugerechnet werden, das Elmar Tophoven zeitlebens propagiert hat.

Schon der beeindruckende Umfang dieses Kommentars lässt erahnen, welche Fundgrube sich hier für andere Übersetzer eröffnet, auch wenn sie nicht gerade Puschkin übersetzen – an diesem Erfahrungsschatz teilhaben zu dürfen ist ein seltener Glücksfall. Und Sabine Baumann hat uns nicht nur dieses Glück vermittelt, sondern mit ihrer Neuübersetzung des *Jewgenij Onegin* zugleich ein einzigartiges Experiment hinzubesichert.

Ich möchte nicht missverstanden werden: Natürlich wird es dieser Neuübersetzung nicht gerecht, sie als Experiment zu bezeichnen. Nennen wir es also ein Wagnis, dessen Ergebnis eine deutsche Fassung ist, die auch für sich allein eine bewundernswerte Bereicherung darstellen würde.



Sabine Baumann (links) und Regina Wyrwoll, Generalsekretärin der Kunststiftung NRW
Foto © EÜK

Ein literarischer Schmetterling, der Nabokov entzückt hätte

Aber gerade dieses Wagnis ist es, was uns Übersetzer interessiert: eine Übersetzung, die auf den Reim verzichtet, um keine Kompromisse eingehen zu müssen und das umzusetzen, was Nabokov mit seiner Übersetzung exemplarisch vorgeführt hat. Ich will nicht in Einzelheiten gehen, aber vereinfacht gesagt hat Sabine Baumann uns hier gezeigt, wie Nabokov den *Jewgenij Onegin* übersetzt hätte, wenn Deutsch zu den Sprachen gehört hätte, die er beherrschte.

Das hat die Sache gewiss nicht einfacher gemacht, und ich bewundere die hier an Selbstverleugnung grenzende Demut, die damit verbunden sein muss, sich sprachlich und gedanklich in einen Nabokov hineinzuversetzen, der sich seinerseits in einen Puschkin hineinversetzt. Gedanklich sozusagen die Puppe in der Puppe, ein sehr russisches Motiv, und aus dieser doppelten Verpuppung ist nun mit Sabine Baumanns Neuübersetzung ein literarischer Schmetterling entstanden, der Nabokov sicherlich entzückt hätte – schließlich war er auch Schmetterlingsforscher und hatte sich nach seiner Emigration in die Vereinigten Staaten in den vierziger Jahren sein erstes Geld damit verdient, Schmetterlinge für das Museum für vergleichende Zoologie der Universität Harvard zu katalogisieren.

Ich erwähne das, um in Erinnerung zu rufen, dass auch ein literarisches Genie wie Vladimir Nabokov – jedenfalls vor seinem Erfolgsroman *Lolita* (1955) – nicht allein vom Schreiben und Übersetzen leben konnte und deshalb anständig dotierte Übersetzerpreise wie der der Kunststiftung NRW für die Erhaltung der künstlerischen Artenvielfalt von existentieller Bedeutung sind.

VERANSTALTUNGEN

Šárka Krtková

so nah, so fremd

TOPOL, DENEMARKOVÁ – UND WER SONST?

Übersetzer nehmen Lektoren mit nach Tschechien

Bei dem östlichen Nachbarn geschieht in der Literatur mehr, als man hier in Deutschland merkt. Es erscheinen junge interessante Autoren, die aktuelle europäische und historische Themen bearbeiten, deren Lektüre zur allgemeinen Kenntnis über Tschechien und auch zur deutsch-tschechischen Verständigung beitragen kann. Um auf diese Lücke aufmerksam zu machen hat Šárka Krtková, Stipendiatin der Robert-Bosch-Stiftung im Programm Kulturmanager aus MOE-Ländern zusammen mit der Übersetzerin und Kulturvermittlerin Eva Profousová das Projekt SO NAH, SO FREMD organisiert.

Ausgewählte deutsche, österreichische und schweizerische Verlage wurden angesprochen und ihre Lektoren im Mai 2010 nach Prag zur Prager Buchmesse und zu den Treffen mit den bedeutenden tschechischen Schriftstellern und Übersetzern eingeladen, um die Publikation neuer Übersetzungen aus dem Tschechischen ins Deutsche zu unterstützen oder zu initiieren.

Auswahl bemerkenswerter Schriftsteller

Es wurden zehn zeitgenössische tschechische Prosaautoren ausgewählt, deren Werke bereits in andere Sprachen übersetzt wurden, ins Deutsche jedoch noch nicht. Von jedem Schriftsteller wurde ein Roman (oft mit einem tschechischen Literaturpreis ausgezeichnet) ausgewählt, der ein Potential an Verständlichkeit für deutsche Leser hat, und aus diesem Roman wurde eine ca. zehnteilige Auswahl ins Deutsche übersetzt.

Die Auswahl bestand aus: Michal Ajvaz: *Druhé město/Die andere Stadt*, übersetzt von Kristina Kallert; Antonín Bajaja: *Na krásné modré dřevnici/Schöne blaue Dřevnice*, übersetzt von Bettina Kaibach; Jan Balabán: *Kudy šel ándel/Wo der Engel ging*, übersetzt von Mirko Kraetsch; Bára Gregorová: *Kámen: hora: papír/Berg-Stein-Papier*, übersetzt von Kathrin Janka; Jiří Hájiček: *Selský baroko/Bauernbarock*, übersetzt von Mirko Kraetsch; Jakuba Katalpa: *Je hlína k snědku?/Kann man Erde essen?*, übersetzt von Kathrin Janka; Jan Novák: *Zatím dobrý/So weit so gut*, übersetzt von Bettina Kaibach; Marek Šindelka: *Chyba/Der Fehler*, übersetzt von Kristina Kallert; Jana Šrámková: *Hruškadóttir/Birnedóttir*, übersetzt von Mirko Kraetsch; Vlastimil Třešňák: *Klíč je pod rohožkou/Der Schlüssel liegt unter der Matte*, übersetzt von Kristina Kallert.

Anregendes Treffen im Prager Literaturhaus

In Prag besuchten die Lektoren die Prager Buchmesse Svět knihy, nahmen am Vortrag und an der Diskussion zum Thema



V.l.n.r.: Kathrin Janká, Eva Profousová, Bára Gregorová
Foto © Šárka Krtková

des aktuellen Standes des tschechischen Verlagswesens teil und trafen sich im Prager Literaturhaus der deutschsprachigen Autoren mit den eingeladenen tschechischen Schriftstellern. Diese zwei Nachmittagsblöcke moderierte Eva Profousová, der jeweilige tschechische Schriftsteller wurde auch von seinem Übersetzer vorgestellt. Die persönliche Teilnahme der Übersetzerinnen Kathrin Janka und Kristina Kallert und des Übersetzers Mirko Kraetsch verliehen den Veranstaltungen eine Komplexität, durch die eine interessante, hinreißende und intensive Präsentation der zeitgenössischen tschechischen Autoren und Autorinnen entstand.

Das Projekt wurde gefördert durch die Robert Bosch Stiftung, den Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds und durch das Literaturhaus München, das Gastinstitution der Stipendiatin der Robert Bosch Stiftung Šárka Krtková und Autorin des Projekts SO NAH, SO FREMD ist. Nun sind wir gespannt darauf, ob und welche konkreten Folgen das Projekt bringen wird. sarka.krtkova@moe-kulturmanager.de

Nathalie Mälzer-Semlinger

FRISCHER WIND FÜR DEUTSCH-FRANZÖSISCHE VERLAGS- UND ÜBERSETZERPROGRAMME

10-jähriges Jubiläum des Jacques-Arthur-Goldschmidt-Stipendiums in Paris, 10. Juni 2010

Im Frühjahr erreichte mich eine E-Mail mit einer Einladung nach Paris, um das 10-jährige Jubiläum des Goldschmidt-Programms zu begehen – ein Stipendien-Programm für junge deutsche und französische Literaturübersetzer – und zwar gemeinsam mit dem 20-jährigen Bestehen des Austauschprogramms für Verlagsbuchhändler. Dem kam ich gern nach, denn das Treffen sollte nicht nur eine Gelegenheit zum Wiedersehen und Feiern sein, sondern auch die Möglichkeit geben, über neue Perspektiven nachzudenken. Ich selbst hatte 2000, also im ersten Jahr am Goldschmidt-Programm teilgenommen und die weitere Entwicklung halb erfreut, halb besorgt verfolgt. Positiv war, dass das Programm sich ständig professionalisiert hat und die Teilnehmer immer häufiger interessante Aufträge an Land ziehen konnten, negativ schien mir, dass das einst formulierte Ziel, den literarischen Austausch zwischen beiden Ländern anzukurbeln, nicht realisiert wurde. Mit anderen Worten: Die Zahl der Übersetzungen blieb konstant, die der Übersetzer stieg – dass dies die prekäre Marktsituation für den Berufsstand nicht gerade verbessert, liegt auf der Hand.

Karriere-Sprungbrett

Die feierliche Eröffnung des Treffens fand am 10. Juni im Centre National du Livre statt, im Beisein des ehemaligen Kulturministers Toubon und des Schriftstellers und Literaturübersetzers Jacques-Arthur Goldschmidt, dem Namensgeber des Übersetzerprogramms. Nach den Grußworten lauschte das Publikum zwei Lesungen der Stipendiaten: Céline Lecarpentier las gemeinsam mit Silke Scheuermann aus »Die Stunde zwischen Hund und Wolf«, Doris Nobilia mit Valérie Mrejen aus »L'Agrume«.

Am Freitagmorgen ging es weiter im Hôtel Massa, dem Sitz der Société des Gens de Lettres, wo übernachtigte Übersetzer, Buchhändler, Verleger, Lektoren, Agenten und Mentoren bei Tee und Kaffee empfangen wurden.

Um halb zehn war die offizielle Eröffnung. Vertreter des Deutsch-Französischen Jugendwerks, der Buchmesse und der französischen Verlegervereinigung BIEF blickten auf die Entstehung der beiden Stipendienprogramme zurück. Beim anschließenden Podium gaben neun Stipendiaten Einblicke in ihre persönlichen Erfahrungen. Die Bilanz fiel sehr positiv aus. Das Niveau der Stipendienteilnehmer sei auf beiden Seiten ständig gestiegen, so dass Verleger und Buchhändler sich verblüfft

über die Professionalität der Teilnehmer äußerten. Und die Programme erwiesen sich als gutes Sprungbrett für eine Karriere auf den Buchmärkten in Frankreich und Deutschland. Wobei einschränkend hinzugefügt wurde, dass es immer schwieriger werde, Kandidaten für das Goldschmidt-Programm zu begeistern. Als Podiumsteilnehmerin bemerkte ich dazu, dass dies auch positiv gedeutet werden könne. Denn es zeige, dass man inzwischen wisse, worauf man sich bei dieser »Berufswahl« einlässt. Zwar ebnet einem das Goldschmidt-Programm den Weg zum Literaturübersetzen, aber einen Beruf, von dem man leben kann, hat man deswegen noch nicht. Zumindest gilt dies für die deutsche Seite, denn, wie festgestellt wurde, verdienen die französischen Literaturübersetzer noch immer rund 40% mehr als ihre deutschen Kollegen.



Foto © Matthias Wandel

Netzwerkbildung und Perspektiven

Nach dem Podium und einem stärkenden Mahl begab man sich in getrennte Arbeitsgruppen: Eine widmete sich dem Rückblick auf den literarischen Austausch zwischen beiden Ländern, die andere suchte nach Möglichkeiten, zwischen den Programmen und den einzelnen Jahrgängen eine bessere Vernetzung zu erzielen. Die Ergebnisse wurden auf dem abschließenden Podium präsentiert.

Um die Netzwerkbildung zu fördern, wurden unter anderem Mailinglisten vorgeschlagen, wo die neuen Teilnehmer Rat und Hilfe finden. Es wurde auch über die Gründung eines Freundeskreises mit eigenem Webauftritt und regelmäßigen Treffen auf der Buchmesse sowie über die Einrichtung von Stammtischen nachgedacht; eine weiterer Vorschlag war die Entwicklung von programmübergreifenden Workshops; und nicht zuletzt wurde erwogen, Literaturfestivals durch deutsch-französische Komponenten zu ergänzen.

Die Bilanz zum deutsch-französischen Austausch war durchwachsen. Zwar sei der Austausch weitestgehend ausgewogen und weniger vorurteilsbehaftet als früher, doch könne man der Dominanz des US-Markts kaum etwas entgegenhalten. In Deutschland wurde das erlahmende Interesse an französischer Literatur u. a. darauf zurückgeführt, dass ihr die Unterstützung durch erfolgreiche Strömungen aus dem Bereich Film oder Philosophie fehle.

Nebenbei wurde ein weiterer Problemkomplex gestreift: Aufgrund des Bologna-Prozesses sei die Übersetzer Ausbildung in beiden Ländern zunehmend gefährdet, so dass man in absehbarer Zeit mit einer sinkenden Qualität der Übersetzungen rechnen müsse.

Speziell für das Goldschmidt-Programm wurde angeregt, die öffentliche Wahrnehmung der Literaturübersetzer durch die Einbindung von Journalisten zu verbessern – jedoch nicht nur der klassischen Literaturkritik, sondern auch von Online-Journalisten und Bloggern, die wichtige Multiplikatoren seien. Inhaltlich wurde die Öffnung des Programms für andere europäische

Sprachen und andere Medien erwogen, um die Marktsituation und die Berufsaussichten der Übersetzer zu verbessern und ihnen angesichts der Buchmarktentwicklungen (Stichwort: Medienverbund) weitere Übersetzungskompetenzen zu vermitteln.

Abschließend kann man sagen, dass dieses Treffen viele gute, wenn auch nicht immer neue Ideen zutage gefördert hat. Die Organisatoren haben ein ernsthaftes Interesse an den Vorschlägen bekundet und wollen nun ihre Machbarkeit prüfen. On verra!

Miriam Mandelkow

7. WOLFENBÜTTELER GESPRÄCH

11. –13. Juni 2010

Nun ist es amtlich: Literaturübersetzer sind eigentlich Verwaltungsangestellte. Diese folgenschwere Entdeckung machte Stadtrat Thorsten Drahn, als er sich in Vorbereitung seiner Begrüßungsrede am Freitagnachmittag über den Vau-de-Ü informierte. Ebenso unsichtbar wie seinesgleichen seien die im Verborgenen wirkenden Spracharbeiter, und als unsere Jahrestagung dann im Wolfenbütteler Schaufenster auch noch unter der Überschrift »Literaturübersetzer arbeiten und feiern« angekündigt wurde, waren letzte Zweifel ausgeräumt. »Sehen Sie, wie im Rathaus!«, entfuhr es dem Herrn Stadtrat.

Diese frappierende Übereinstimmung mag den gutgelaunten Thorsten Drahn mitbewogen haben, Hinrich Schmidt-Henkel eine Stelle im Wolfenbütteler Stadtmarketing anzubieten – vorausgesetzt, er verwechsle bitte niemals und unter gar keinen Umständen Wolfenbüttel mit Wolfsburg. Der eigentliche Grund jedoch war, dass der VdÜ-Vorsitzende in seiner Begrüßung so viel Werbung für Wolfenbüttel gemacht habe wie noch kein Auswärtiger zuvor.



Das Organisationsteam v.l.n.r.: Karen Nölle, Susanne Höbel, Michael Zillgitt, Brigitte Jakobeit, Claudia Steinitz Foto © Ebba Drolshagen

Rund 170 Literaturübersetzer und auch Lektoren hatten sich zum siebten Mal in die beschauliche und überwiegend sonnige Lessingstadt aufgemacht, um erstens die Einheimischen mit ihrem traditionellen Konzert für 170 Rollkoffer auf Kopfsteinpflaster aus der Ruhe zu schrecken, sich zweitens in der Kommissie zu Kaffee, Keksen und juchzenden Umarmungen einzufinden, sich drittens zu Verwaltungsangestellten erklären zu lassen, viertens allen am Zustandekommen der Tagung Beteiligten mit viel Applaus zu danken, fünftens die aus dem Wolfenbüttel-Team scheidende Claudia Steinitz mit extra Dank und Geschenken zu bedenken sowie sechstens dem Eröffnungsvortrag von Klaus Reichert über »Das Un-Angemessene der Übersetzung« zu lauschen. So weit der Freitagnachmittag. Der allerdings anders ablief als geplant. Für den spurlos verschwundenen Referenten sprang nämlich spontan Hartmut Fähndrich ein und hielt mit gelegentlichem Blick auf kleine, für »allfällige Gedanken« stets vorrätige Zettelchen einen hinreißenden Vortrag über das Bild des Orientalen in der westlichen Welt.

Das zentrale Orient-Klischee speist sich nach wie vor aus

den Geschichten aus Tausendundeiner Nacht – die zum Teil aus europäischer Feder stammen: Der französische Orientalist Antoine Galland, der Anfang des 18. Jahrhunderts die erste europäische Übersetzung von Tausendundeiner Nacht besorgte, fügte der Sammlung – nach Überlieferung eines syrischen Gewährsmanns – jene Geschichten hinzu, die bis heute Europas Bild vom Orient prägen, namentlich die von Aladin, Sindbad und Ali Baba. Eine europäische Erfindung also, die auf ungeheuer fruchtbaren Boden fiel. Die Aufklärung, der der Islam als rationalste aller Religionen galt, und die Romantik mit ihrem Rekurs auf das Mittelalter verfestigten die Tradition, den Orient als idealen, geographisch wie zeitlich in sicherer Entfernung gelegenen Traumort zu begreifen. So wird auch heute noch, in einer beharrlichen Mischung aus Angst und Exotismus, die Gegenwart weitgehend ausgeblendet, Verlage suchen weiter nach Tausendundeiner Nacht, und Bemühungen, zeitgenössische arabische Literatur an den Verleger zu bringen, werden gerne mal mit der ratlosen Frage quittiert: »Aber Herr Fähndrich, wo bleibt denn da der Orient?«

Den Anpiff zur Fußballweltmeisterschaft überstand dieser Vortrag unbeschadet.

Kollektives Wildbachübertönen

Nach üppiger Stärkung im direkt am Bahnhof gelegenen Chinarestaurant Wok-In zog die Gemeinde zum Lesefest in die Schünemann'sche Mühle, wo auf vier Etagen insgesamt sechzehn Bücher vorgestellt wurden. Dank haarscharfen Timings konnte man sich in der Pause mit Getränken versorgen und das Leselokal wechseln – vom Mühlenfoyer, in dem Geister und Vampire ihr Unwesen trieben, unters Theaterdach, wo »seitenweise Musik« erklang – von Klassik über Jazz bis Rock, in diesem Jahr die Alternative zur Lyrikecke –, oder vom Wintergarten im zweiten Stock, der populärwissenschaftlichen Sachbüchern vorbehalten war, geradewegs ein Stockwerk runter zu vier gestandenen Kolleginnen und Kollegen, die je einen Meilenstein ihrer Laufbahn vorstellten und ihre Lesung mit biographische Anekdoten sättigten. Danach, wie immer ohne Rücksicht auf samstäglige Verluste, zum kollektiven Wildbachübertönen bei Wein und Wasser vor der Mühle.

Wo ist denn hier die KuBa-Halle? Wo die Piroggen sind ...

Die alljährliche Odyssee zur KuBa-Halle am Samstagabend – man rottet sich frühzeitig vor der Mühle zusammen, schreitet beherzt los, verliert sich im Gespräch, schreitet beherzt weiter, steht irgendwann in der Wolfenbütteler Pampa, fragt sich durch (»Wo ist denn hier die KuBa-Halle? Hier? Nee, ganz woanders – wollen Sie zu Fuß ...?«) und landet gerade noch rechtzeitig zur Preisverleihung im Festsaal – bot auch diesmal wieder ausgiebig Gelegenheit, sich über die Workshops des Tages auszutauschen:

Das diesjährige Programm hatte eine Menge Erleichterung verschafft (man kann sich die Bibel so hinbiegen, wie man sie braucht! Auch erfahrene Profis machen sich vor einer Moderation ins Hemd! Jetzt weiß ich endlich, wie man Bewerbungen schreibt!), beim Basteln von Limericks und Schüttelreimen sowie der Umwandlung von Bildern in Worte kreative Schübe ausgelöst, intensiven Austausch in kleineren (französischen und arabischen) und größeren (englischen) Sprachrunden geboten, für Streit gesorgt (was bringt es Übersetzern, Verlagen bei der Vermarktung ihrer Bücher zu helfen? Brauchen wir sprachtheoretische Eingangsreferate, um Dialektfragen zu erörtern?) sowie beträchtliche Schneisen durchs Tempus-Dickicht geschlagen. Des Weiteren wurden die Besonderheiten der Kinder- und Jugendbuchübersetzung diskutiert, im Internet recherchiert, das Verhandlungsgespräch geübt und im Taiji/Qigong Schreibtischnacken entknotet. Die wenig später auf der Tanzfläche wieder wild geschüttelt wurden.

Zuvor jedoch die feierliche Verleihung des Helmut-M.-Braem-Preises 2010 an Vera Bischtzky! Bevor Susanne Höbel



Arbeit im Workshop I

Foto © Ebba Drolshagen



Arbeit im Workshop II

Foto © Ebba Drolshagen

in ihrer Funktion als Präsidentin des Freundeskreises zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e.V. die Urkunde überreichte, wies sie darauf hin, dass der Börsenverein, der bislang den mit 12.000 Euro dotierten Preis zur Hälfte mitgetragen hatte, seine Unterstützung entzogen habe und der Freundeskreis nun allein auf Spenden angewiesen sei. Auf die Preisträgerin mussten wir aber entgegen anderslautenden Voraussagen nicht verzichten – der russischen Botschaft sei Dank, die Vera ein Visum für die geplante Russlandreise verweigert hatte. Stattdessen nun also Wolfenbüttel, mit Blumen, Sekt und Lesung und einem Gespräch mit Burkhard Kroeber, der Vera Bischofsky zu ihrer Neuübersetzung von Gogols Tote Seelen befragte.

Hatten die zahlreichen Vorgänger den Roman noch gleichsam nacherzählt und geglättet, lag dieser Neuübersetzung das Bestreben zugrunde, dem Original mitsamt seiner eigenwilligen Zeichensetzung, seinen Schachtelsätzen und Wortwiederholungen, mit Sperrigkeiten und Widersprüchen nahe zu kommen. Dass gerade daraus Lesegenuss entstehen kann, davon bekamen wir bei der anschließenden kurzen Lesung eine lebhaft Ahnung. Auch von der beschwerlichen und oftmals abenteuerlichen Realiensuche bekamen wir einen Geschmack, nämlich anhand der Jagd nach einer selbst in Russland weithin unbekannt und allemal unübersetzbaren Piroggenart.

Keine Piroggen, sondern Asiatisches und Mediterranes vom Buffet sorgten schließlich für die nachträgliche Grundlage zum Preissekt, bevor die tagungserprobten DJs Lang & Scheidt die Kopfarbeiter auf die Füße scheuchten. Es wurde getanzt, bis die Socken qualmten, und auf welchen Umwegen man zu welcher frühen Stunde ins Hotel fand, lieferte wie jedes Jahr den Gesprächsstoff beim Katerfrühstück am Sonntagmorgen.

Alles wegen Britta

An dem sich die Gemeinde ein letztes Mal in der Kommissie versammelte und sich für eine beschwingte Tagung bedankte: mit je einer roten Rose beim Organisationsteam Susanne Höbel, Brigitte Jakobeit, Karen Nölle, Claudia Steinitz und Geburtstagskind Michael Zillgitt; bei Tanja Handels und Stefanie

Jacobs für das Lesefest, Katy Derbyshire und Steph Morris für die Musik.

Vor dem krönenden Tagungsabschluss dann eine Premiere, nämlich die Übergabe des Übersetzerstipendiums des Landes Niedersachsen an Werner Schmitz (Übersetzer von Paul Auster, Philip Roth u.a.) durch Heike Fliess vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur.

Und schließlich das traditionelle Sonntagspodium: Ein bestens aufgelegter und wunderbar lesender Wilhelm Genazino traf seine Französischübersetzerin Anne Weber und seinen Niederländischübersetzer Gerrit Bussink, und Hinrich Schmidt-Henkel ließ Zweifel an der Workshop-Erkenntnis aufkommen, dass alle Moderatoren nervös sind. Die Liebesblödigkeit stand auf dem Programm und war natürlich Programm, denn schon der Titel ist unübersetzbar und im Roman außerdem Gegenstand eines ebenso unübersetzbaren Wortspiels. Wir lauschten den beiden Übersetzern beim lustvollen Stolpern über unzumutbare Komposita wie Erdnusskollern, Liebesverblödung und Altersanhänglichkeit und köstliche Freud'sche Verleser wie Enderektion für Endredaktion, Todbrot für Toastbrot. Gerrit Bussink bekräftigte seine Freude darüber, in seiner Sprache auch endlich einmal Substantive zusammensetzen zu dürfen, und berichtete von seiner Arbeitsweise, einen seiner drei Durchgänge, die »kreative Rundex«, auf Band zu sprechen, da man den schlechten Satz erst beim Sprechen erkenne. Er pendelt zwischen Amsterdam und Wien, und nein, er hat keine Angst, dass sein Deutsch in Österreich vor die Hunde geht.

Die gebürtige Deutsche Anne Weber pendelt nicht, sondern lebt seit knapp dreißig Jahren in Frankreich – allen Widrigkeiten zum Trotz: In der Schule war sie nämlich eher mittelmäßig, und das alles nur wegen der Klassenbesten, die ihr den ersten Rang streitig gemacht hat. »Britta hieß die.« Das Britta-Trauma ist überwunden, Anne Weber übersetzt ins Französische, schreibt Romane und übersetzt sie selbst – früher vom Französischen ins Deutsche, heute vom Deutschen ins Französische. Und warum? Weil sie kein großes Vertrauen in Übersetzer habe. (Was sich, so Hinrichs Einwurf, ja eigentlich nur aus der eigenen Praxis erklären könne ...) Beim Übersetzen der eigenen Romane nehme sie sich weit größere Freiheiten heraus als beim Übersetzen fremder Texte, beide Versionen würden kürzer und besser – woraus sie schließt, dass erstens Autoren mal ihre eigenen Bücher übersetzen und zweitens Übersetzer mehr Freiheit haben sollten.

Selten wurde so viel gelacht, auf dem Podium wie im Publikum. Es ist eben, wie Wilhelm Genazino sagt: Die Welt ist auch ironisch gemeint, man muss aber durch den Ernst durchgehen, um zur komischen Empfindung zu gelangen.

V.l.n.r.: Anne Weber, Wilhelm Genazino, Gerrit Bussink, Hinrich Schmidt-Henkel
Foto © Ebba Drolshagen

Und zu guter Letzt ein Aufruf: Zur Verstärkung des Wolfenbüttel-Teams für die Tagung im kommenden Jahr (17. bis 19. Juni 2011) wird »ein peppiger junger Mann gesucht, der nicht nur aus dem Englischen übersetzt«. Damit wäre Britta schon mal aus dem Rennen.

Tanja Handels

KONTROLLIERTE KOLLISIONEN

Michael Walter im Gespräch mit Reinhard Kaiser bei den Münchner »Übersetzerprofilen« 15. Juni 2010

Die von Rosemarie Tietze konzipierte Reihe »Übersetzerprofile«, bei der zwei Mal jährlich eine angesehene Übersetzerin oder ein Übersetzer in einer Mischung aus Lesung und Gespräch von einem Kollegen oder einer Kollegin vorgestellt wird, ist seit ihrer Wiederaufnahme 2008 zum festen Programmbestandteil im Münchner Literaturhaus geworden. Am 15. Juni 2010 trafen im Foyer des großen Saals zwei Übersetzer aufeinander, die jeder auf seine Weise als Paradebeispiel für die These gelten können, mit der Mascha Tietze den Abend eröffnete: »Der Übersetzer sollte besser Deutsch können als der Schriftsteller, weil er sich fremde Sprachwelten aneignen und sie beherrschen muss.«

Übung im Geschichtenerzählen

Reinhard Kaiser, der Moderator, stellt diese Fähigkeit unter anderem mit dem ungewöhnlichen Projekt unter Beweis, Grimelshausens *Simplicissimus* in gegenwärtiges Deutsch übertragen zu haben, das sicherlich eine eigene Veranstaltung wert wäre. Michael Walter, der an diesem Abend vorgestellt wird, tut es mit seinen Übersetzungen aus dem Englischen. Über sechzig Werke, darunter auch viele Theaterstücke und Hörspiele, hat er bisher ins Deutsche übertragen und wurde dafür mit etlichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt 2008 mit dem Helmut-M.-Braem-Preis; zu seinen Autoren zählen Robert Louis Stevenson, J. G. Ballard, Eugene O'Neill und Ian McEwan und natürlich Lewis Carroll, Herman Melville und Laurence Sterne, aus deren Werken er im Lauf des Abends Leseproben zum Besten gibt.

Ein hinreißender Ausschnitt aus Carrolls *Sylvie und Bruno*, den Reinhard Kaiser treffend als »praktische Übung im Geschichtenerzählen« bezeichnet, bietet einen Einblick in die praktische Übersetzungsarbeit: Walter hat sich die mühelos klingende Kindersprache, die er vor allem dem kleinen Feen-Buben Bruno in den Mund legt, durch Umhören unter vier- bis fünfjährigen Kindern angeeignet.

Den »inneren Sterne« finden

Den zweiten Textblock des Abends und ein Kontrastprogramm zur kindlich-verspielten Sprache Lewis Carrolls bilden Herman Melvilles *Geschichten von der Galerie*, die Michael Walter 2009 für den Band *Billy Budd* der Melville-Gesamtausgabe des Hanser-Verlags übersetzte. Die poetische Prosa und der hohe Stil dieser Texte gelingen ihm ebenso spielend wie das Einfinden in die Sprache des 19. Jahrhunderts: »Wenn man einmal drin ist, ist es nicht mehr schwierig.« Auch hier erfährt man wieder manches über die Übersetzungspraxis, beispielsweise, dass Michael Walter sich aus den verschiedensten Facetten – Text, Biographie, aber auch zeitlichem und literarischem Umfeld eines Autors – für jedes Werk einen »inneren Autor« zusammenstellt, der ihm hilft, den jeweils richtigen Ton zu finden.

So verfuhr er auch bei Laurence Sterne, von dem er bereits den *Tristram Shandy* neu übersetzt hat und dessen *Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien* den Abend abschließt. Anhand älterer Wörter, die Walter in seiner Übersetzung verwendet – Beispiele dafür sind »itzt«, »selbänder« oder auch »Mantelsack« –, entzündet sich eine Diskussion zwischen Grimelshausen- und Sterne-Übersetzer: Reinhard Kaiser empfindet derlei Ausdrücke als zu altertümlich – nicht zuletzt deswegen hat er den *Simplicissimus* ja in heutiges Deutsch übertragen. Michael Walter dagegen ist gerade von solchen Wörtern begeistert und möchte sie erhalten und nur bei Bedarf dem heutigen Leser ein wenig erläutern. Sein »innerer Sterne«, verrät er, habe viel mit Jean Paul zu tun. Und so sind es denn auch diese beiden Autoren, Sterne und Jean Paul, mit denen er, wenn er könnte, gern einmal einen Abend verbringen würde. Es steht

zu vermuten, dass ein solcher Abend mindestens so spannend und bereichernd würde wie der, den das interessierte Münchner Publikum mit Michael Walter und Reinhard Kaiser verbracht hat.

Friederike Buchinger

»NORWEGIAN-LITERATURE-ABROAD«

NORLAS Übersetzerseminar im Münchner Literaturhaus 15.–18. Juni 2010

Eine NORLA-Tagung in München. Das stieß nicht überall auf Begeisterung, war doch Rendsburg seit Jahren familiäres, idyllisches Tagungsziel, geographisch angemessen im Norden der Republik verortet, wie es sich für Norwegen-affine Menschen gehört.

Nun also tief in den Süden, in die Münchner Innenstadt, wo NORLA unter dem Motto »Norwegen erobert München« für drei Tage das ehrwürdige Literaturhaus reserviert hatte. Nobel ging es da zu, und während uns eine Schar weiß beschürzter Bedienungen im Café-Restaurant des Literaturhauses Zanderfilet auf grünem Spargel reichte, träumte so mancher vom reichen Buffet des Nordkollegs, und während der Regen in Strömen auf Münchens Straßen prasselte, verklärte sich Rendsburg weiter zum sonnigen Sommerparadies an der Eider.

Aber Urlaubsflair war ja auch nachweislich nicht Intention der Tagung, vielmehr hatten sich die Norweger im Vorfeld das ambitionierte Ziel gesetzt, etablierte Übersetzer, ausgesuchte Studenten und vor allem möglichst viele Lektoren an einen Tisch zu holen, was in Rendsburg durch die abgeschiedene Lage selten bis nie möglich war, hatten doch immer weniger Verlagsmenschen die weite Anfahrt auf sich genommen.

So bot sich München mit seinen zahlreiche großen und kleinen Verlagen als Tagungsort an und war, wie sich schnell zeigte, eine gute Wahl, denn es fanden durchaus auch LektorInnen aus anderen Städten wie Köln oder Hamburg den Weg ins Literaturhaus – alles in allem 32 LektorInnen aus 26 Redaktionen zusätzlich zu den rund 50 ÜbersetzerInnen und Studierenden und nicht zu vergessen: den Organisatoren, Autoren und Verlags-, bzw. Agenturvertretern aus Norwegen.

Vorbildliches Förderformat, hinderliche Genre Grenzen

Zunächst waren Übersetzer und Studenten aber noch unter sich. Der erste Tag war der Kinder und Jugendliteratur gewidmet. Neben Autorenportrait und Workshoparbeit war die anschließende Podiumsdiskussion unter der Gesprächsführung von Gabriele Haefs ausgesprochen erhellend, in der Friedbert Stohner (Hanser), Andrine Pollen (NORLA) und Marlene Zöhrer (freie Rezensentin) über die unterschiedlichen Voraussetzungen für Kinder- und Jugendliteratur in Deutschland und Norwegen diskutierten.

So erläuterte Andrine Pollen, wieso ausgerechnet ein kleines Land wie Norwegen mit einer so vielfältigen und experimentierfreudigen literarischen Landschaft aufwarten kann. Zu verdanken ist dieser Umstand einer außerordentlich umfassenden Literaturförderung, wie sie hierzulande kaum vorstellbar ist. Es gilt z.B. das Prinzip der »inkjøpsordning« – einem »Einkaufssystem«, mit dem der norwegische Staat auch verlegerisch riskante Projekte ermöglicht: Ein unabhängiges Gremium sichtet alle norwegischen Neuerscheinungen und was anerkannt wird, nämlich rund 90% aller belletristischen Neuerscheinungen (beschränkt auf einen Titel pro Autor und Jahr), wird im Anschluss vom Staat flächendeckend für alle Bibliotheken eingekauft. Das entspricht rund 1000-1500 garantiert verkauften Exemplaren pro Titel. Ein solches Sicherheitsnetz erleichtert natürlich jedem Verleger die Entscheidung, ein Buch herauszugeben, selbst wenn es nicht unbedingt als Kassenschlager einzuordnen ist. Von einer so radikalen Literaturförde-

rung können deutsche Verlage nur träumen, und entsprechend wenig Bereitschaft findet man in den hiesigen Verlagshäusern, allzu waghalsige Titel einzukaufen – dabei ist der deutsche Buchmarkt für Norwegen eine Art Brücke zur Welt: Ist ein Titel erst ins Deutsche übersetzt, eröffnet ihm das zahlreiche neue Märkte.

Umso ernüchternder dagegen die Einblicke, die Friedbert Stohner für Deutschland lieferte, der einmal mehr darauf hinwies, dass hierzulande inzwischen gut 40% aller Bücher von Buchhandelsketten verkauft werden, deren Sortimente sich nicht mehr an Qualität orientieren, sondern an Einkaufskonditionen und Marketingstrategien. Die Folge: nur rund 100-150 Titel von jährlich 6500 Neuerscheinungen werden großflächig eingekauft. So werden Bestseller gemacht ...

Der darauffolgende Tag war »Belletristik und Sachbuch« gewidmet und startete bei anhaltendem Sauwetter mit einer Nachhilfestunde frei nach dem Motto »Wie ticken Verlage«. Pointiert referierte Anne Bubener, Übersetzerin, Autorin und selbst ehemalige Verlagslektorin, über Genre-Kategorien wie »chick-lit« vs. »love & landscape«, ohne dabei den ersten Kern außer Acht zu lassen: die manchmal bittere Erkenntnis, dass gerade literarisch spannende, abseitige Romane keinen Platz in den Schubladen des deutschen Genre-Systems finden und deshalb als marketing-strategisch ungünstig und damit de facto unverkäuflich abgelehnt werden.

Vorurteile aufräumen und Messeluft schnuppern

Nach Autorenavstellungen und Workshops führte Ebba Drolshagen zum Abschluss des Tages unter der Überschrift »Die Zusammenarbeit Verlag – Übersetzer« ein Gespräch mit Thomas Tebbe (Piper) und Tatjana Michaelis (Hanser), in dem sich zur Verblüffung der anwesenden Übersetzerschar ein bizarres Vorurteil offenbarte: Durch die enge Zusammenarbeit norwegischer Verlage und Agenturen mit deutschen ÜbersetzerInnen entsteht wohl bisweilen der Eindruck, die norwegischen Verlage würden sich deren Vermittlertätigkeit erkaufen, und ehrliche Empfehlung bekommt den Ruch eines Gefälligkeitsgutachtens. In dieser Runde konnte das Missverständnis ausgeräumt werden – bleibt zu hoffen, dass nicht noch mehr Redaktionen dem falschen Eindruck aufgesessen sind.

Höhepunkt des dritten und letzten Tages, zu dem nun auch alle LektorInnen, einige VerlegerInnen und Vertreter der Rechte-Abteilungen eintrudelten, war nach einleitenden Vorträgen das im Vorfeld heftig diskutierte und mit Spannung erwartete »Speed-Dating«. Ein Zeitfenster von je 15 Min. pro »Date« stand zur Verfügung, um in lockerer Atmosphäre alte Kontakte zu pflegen oder aufzufrischen, neue zu schließen, um Bücher vorzustellen und Gutachten über den Tisch zu schieben. Viele Kollegen wurden dabei von interessierten Studenten begleitet, die so die einmalige Möglichkeit hatten, eine bisschen Buchmesse-Luft im Miniaturformat zu schnuppern.

Bei Wein und Häppchen mit formidabler Aussicht auf die Kuppel der Theatinerkirche bestand noch bis in den Abend hinein Gelegenheit zum fröhlich-informellen Smalltalk, an dessen Ende sich ein Tross bestens aufgelegter Tagungsteilnehmer aller Sparten und Nationen noch einen Nachklapp im Brauhaus des Münchner Hofs genehmigte.

Gelungenes Großstadtexperiment

So gingen drei informative, arbeitsreiche wie kurzweilige Tage zu Ende, und im Rückblick lässt höchstens das Prozedere zur Terminvergabe für das Speed-Dating noch Wünsche offen, bei dem manch einer Pech hatte, weil die gewünschten Gesprächspartner schon ausgebucht waren.

Das Feedback aus allen Reihen fiel dennoch außerordentlich positiv aus und auch Organisator Oliver Møystad war sehr zufrieden mit Ablauf und Ergebnis dieser München-Premiere. Angedacht ist, die Tagung zur aktuellen norwegischen Literatur künftig nicht mehr wie bisher jährlich, sondern im Zwei-Jahres-

Turnus abzuhalten, um ein ähnlich hohes Niveau halten zu können – der Tagungsort steht aber noch zur Disposition, auch andere Städte wie beispielsweise Berlin oder Frankfurt böten sich an. Auch wenn sich die Sehnsucht nach lauen Frühsommerabenden an der Eider nicht ganz vom Tisch wischen lässt ...

Nach diesem gelungenen Großstadt-Experiment bleibt nun nur noch eines zu hoffen: dass NORLA die Tagung in Zukunft wieder einer breiteren Teilnehmergruppe öffnet. Nachdem all die Jahre eine Teilnahme für alle interessierten Übersetzer und Studenten möglich war, wurden die Teilnehmer dieses Jahr persönlich eingeladen, eine offenen Ausschreibung fand nicht statt, was vor allem für die ÜbersetzerInnen bedauerlich war, die den Universitäten längst entwachsen, aber noch nicht als feste Größen im Literaturbetrieb etabliert sind und denen gerade eine solche Veranstaltung ungeahnte Möglichkeiten eröffnen könnte – im Hinblick auf Professionalisierung und Einblick in berufspolitische Themen nicht weniger als auf die Gelegenheit, Kontakte mit Kollegen und potentiellen Auftraggebern zu knüpfen. In diesem Sinne: NORLA und den Organisatoren ein herzliches Dankeschön, takk for sist – und auf Wiedersehen in spätestens zwei Jahren!

Umfangreiche Informationen zur Arbeit von NORLA und zu den Möglichkeiten der Übersetzungsförderung sowie ein Übersetzerforum finden sich unter www.norla.no

Annette Kopetzki

MIT SCHARFEM BLICK UND FEINEM OHR
VON DER SPRACHKRITIK ZUR ÜBERSETZUNGSKRITIK
Ein Symposium für Kritiker, Übersetzer und Lektoren
im Münchner Literaturhaus, 24.– 25. Juni 2010

»Übersetzungskritik ist Strafarbeit.« Was vor ein paar Jahren auf einer Tagung des DÜF mit Literaturkritikern so unwirsch abgetan wurde, könne in den nächsten zwei Tagen vielleicht sogar seine Erotik offenbaren, sagte Jürgen Jakob Becker in seiner Rede zum Auftakt des Münchner Symposiums. Und Maja Pflüger von der Robert Bosch Stiftung, mit dem DÜF und der Stiftung Literaturhaus Veranstalter der Tagung, erinnerte die gut 150 anwesenden Vertreter der drei Berufsgruppen, dass sie »gemeinsam Verantwortung tragen für die öffentliche Vermittlung der stilistischen Qualitäten eines Textes«. Auf optimistische und mahnende Begrüßungen folgte der Eröffnungsvortrag von Joachim Kalka, der zwei Haltungen der Sprachkritik skizzierte: das grundsätzliche Misstrauen in die Fehlbarkeit und das ehrfürchtige Vertrauen in die ästhetische und moralische Wahrheit der Sprache. Karl Kraus, der das Urvertrauen in die Logik der Sprache verkörperte, sah in der Sprachkritik einen Dienst an dieser Wahrheit. Sein »mimisches Genie« spießte hohle Phrasen auf, zielte aber auf die Totalität der Sprache. Auch heute müsse Sprachkritik eine Mischung aus Vertrauen und Zweifel sein, schloss Kalka.

Umschlagen des Zweifels in Entscheidungen

Den »Krausschen Zweifel« aufgreifend, eröffneten Katrin Lange und Katharina Raabe, die Organisatorinnen der Tagung, am nächsten Morgen schwungvoll die Arbeiten. Übersetzungskritik gebe es seit langem in den praktisch-poetischen Diskussionen der Übersetzer, sagte Katharina Raabe, und was sie an daran interessiere, sei der Punkt, an dem der methodische Zweifel in Entscheidungen umschlägt. Thomas Brovot schilderte die Entwicklung dieser textkritischen Arbeit, die mit einer zunehmenden Professionalisierung der Übersetzer einherging. Während in den 80er Jahren »kuschelige« einsprachige Workshops dominierten, rückte in den sprachenübergreifenden Gruppen seit den 90ern das Deutsch in den Vordergrund, und die Aufmerksamkeit verlagerte sich vom Wort zur Syntax, vom Einzelphänomen zu allgemeinen, stilistischen Fragen. Der Ton wurde

kritischer. Als »Operationen am offenen Herzen« bezeichnete Brovot die DÜF-Seminare mit Übersetzern und Lektoren. Abschließend bedauerte er, dass dem handfesten Instrumentarium für die Beurteilung einer Übersetzung, das durch diese reflektierte gemeinsame Arbeit geschaffen wurde, auf Seiten der feuilletonistischen Übersetzungskritik immer noch das Aufspießen einzelner Worte und Wendungen gegenübersteht. Diese Oberflächlichkeit der Kritik sei mithin ein Anachronismus.

Viele offene Fragen

In der anschließenden, lebhaften Diskussion mit dem Publikum wurde sofort deutlich, wie viele offene Fragen es zwischen Übersetzern und Literaturkritikern gibt. Müssen Kritiker eines übersetzten Buches das Original kennen? Die Kritikerin Maïke Albath, die emphatisch bejahte, wurde von Thomas Brovot aufgefordert, in ein DÜF-Seminar zu kommen, dort werde vor allem am deutschen Text gearbeitet. Frank Heibart schränkte ein, der Blick ins Original sei für den Kritiker nur sinnvoll, wenn er in der Lage ist, dessen stilistische Besonderheiten zu beurteilen. Kritiker sind Generalisten, keine Spezialisten wie Übersetzer, sie beherrschen das Übersetzen nicht und, schlimmer, sie haben die Fortschritte der Übersetzungskultur der letzten zwanzig Jahre verschlafen. Darf man dann von der Kritik fordern, individuelle Übersetzungsstrategien zu erkennen? Auf den wiederholten Vorwurf, sich an einzelnen Worten festzubeißen, statt begründet zu argumentieren, entgegnete die Kritikerseite, eine wünschenswerte Hilfe seien Nachworte der Übersetzer, die den Interpretationsansatz und allgemeine Übersetzungsverfahren beschreiben.

Als »einer der großen Generalisten des deutschen Feuilletons« angekündigt, trat Burkhard Müller aufs Podium. Die Bilanz seiner zweimonatigen Auswertung der Kritiken übersetzter Bücher in den großen Feuilletons war ernüchternd: Mehr als die Hälfte erwähnt die Übersetzung gar nicht, der Rest beschränkt sich auf Halbsätze in Parenthesen und Klammern – Verhandlungsmasse, wenn die Rezension gekürzt werden muss. »Linguistische Naivität« bescheinigte Müller seinen Kollegen, sie hätten keinerlei Bewusstsein für die Probleme des Sprachen- und Kulturtransfers. Die ebenso beliebten wie überflüssigen Epitheta von »solide« bis »kongenial« seien nicht mehr als ein freundlicher »Gruß« an die Übersetzer. Verständlich allerdings die Furcht, als Pedant dazustehen, wenn man ausführlich auf die Übersetzung eingeht, zumal ernsthafte Übersetzungskritik zwangsläufig »im Handgemenge landet«. Auch Müller schloss mit dem Wunsch nach mehr Kommunikation zwischen den Beteiligten. Gemeinsame Werkstattarbeit sei notwendig. In der anschließenden Diskussion wurde ein echter Pluralismus der Übersetzungskritik gefordert, statt der halbprivaten Auseinandersetzungen in den Feuilletons, wo die Kritiker eher aufeinander reagieren als sich auf das Buch und die Übersetzung zu konzentrieren.

Die Nöte der Kritiker, die Wünsche an die Kritik

Verständnis für die Nöte der Lektoren und Übersetzungskritiker versuchte Elke Schmitter zu wecken. Der Beruf des Lektoren umfasse inzwischen fünf Aufgabengebiete im Verlag, und der Kritiker, der ohnehin unter dem Missverhältnis zwischen seiner knappen Rezension und der jahrelangen Arbeit des Originalautors und Übersetzers leide, sei ständig vom Streichen der übersetzungskritischen Teile seiner Rezension bedroht. Die narzisstische Kränkung der Übersetzer kenne sie als Autorin nur allzu gut. Dennoch plädierte Schmitter energisch für die Subjektivität der Literaturkritik: Ihre Idiosynkrasien sind menschlich, Begründungen, also Absicherungen dafür zu suchen, wäre unmenschlich. Weil ästhetische Erfahrung nicht begründbar ist, darf der Kritiker sich subjektiv angreifbar machen. Auf die Forderung aus dem Publikum, Kritiker sollten ihre Kriterien benennen und subjektive Urteile transparent machen, entgegnete sie, das gehe ins Werkstattgespräch über und so etwas wolle keiner le-

sen. Nachworte der Übersetzer seien jedoch sehr willkommen. In der Diskussion ging es um die Rolle der Sprachkritik. Maïke Albath, für die philologisch begründete Sprachkritik wesentlich zu jeder Übersetzungsrezension gehört, wurde entgegengehalten, dass Kritiker oft zu wenig über die Funktionsweise von Sprache wissen. Sie könnten weder erkennen, welcher Sprachraum geöffnet wird, in welchem Tonlagen die Figuren sprechen, noch linguistisch begründen, warum »der Sound stimmt«. All das sind offenbar Gründe, warum sie in der Rezension die Übersetzung lieber unerwähnt lassen.

Nach dem Mittagessen ging es in drei parallelen Workshops weiter. Angeleitet von den Suhrkamp-Lektoren Jürgen Dormagen und Stephanie von Harrach suchte der mit über 60 Teilnehmern eher zur Vorlesung tendierende Workshop II Antworten auf drei Fragen: Was will der Text? Was muss der Übersetzer? Was darf der Lektor? Die erste Frage, die dem Wirkungsgeheimnis eines Textes auf der Spur ist, bedeutet in der Verlagswirklichkeit allerdings oft: Was erwartet sich der Verlag von dem Buch? Bei Unterhaltungsliteratur werden Lektor und Übersetzer zu Spießgesellen, bei anspruchsvoller Literatur gehen die Meinungen oft auseinander. Während im Verlag rasch Einigkeit über Stillage, Ton und Register herrscht, müssen Lektor und Übersetzer sich erst über die grammatisch-lexikalisch-semanticen Besonderheiten verständigen. Der Verlag wählt darum den Übersetzer aus, von dem er glaubt, dass er oder sie die erste Frage für den betreffenden Text besonders gut beantworten kann. Ein Grund mehr, so Dormagen, warum Literaturkritiker die Übersetzung als ein Werk des Übersetzers behandeln sollten. Wie groß die Bandbreite lektorierender Eingriffe ist, zeigte dann die Textarbeit anhand außergewöhnlicher Beispiele. Die Frage der Lektoren an die versammelten Übersetzer, was sie sich von Lektoren und Kritikern wünschen, brachte klar benennbare Bedürfnisse zum Vorschein: In der Auseinandersetzung mit dem Übersetzer müsse der Lektor objektivierbare, intersubjektiv verhandelbare und subjektive Kriterien bieten, vom Kritiker, der die Sprache des Buches lobt, wünsche man sich generell einen Hinweis auf die Übersetzung. Aufmerksamkeit für die Übersetzung wäre auch bei den oft sehr schwierigen Sachbuchübersetzungen wünschenswert.

Sprachkritik wiederbeleben und Musik der Sprache hören

Einblicke in die anderen Workshops bot die abschließende Podiumsdiskussion. Über das »Warum und Wozu der Sprach- und Übersetzungskritik« unterhielten sich, moderiert von Maïke Albath, der Sprachwissenschaftler Wolfgang Falkner, der Komparatist und Übersetzer Stefan Zweifel, Joachim Kalka und Katharina Raabe. Der fast schon totgesagte Patient Sprachkritik, so Albath einleitend, zeige heftige Reflexe, nachdem man ihm auf dieser Tagung allerlei Elektroden angesetzt habe. Das Fazit des Workshops III über die »Musik der Sprache« lautete allerdings, dass erst einmal ein Instrumentarium geschaffen werden müsse, um die musikalischen Qualitäten von Sprache zu beschreiben. Und Frank Heibarts Workshop über Grenzen der Übersetzungskritik ohne Kenntnis des Originals brachte die Erkenntnis, dass der deutsche Text zwar für sich wirken muss, ein Urteil über die besondere Leistung der Übersetzung aber nur möglich ist, wenn man das Original kennt.

In der Diskussion plädierte Joachim Kalka für die Schulung an älteren Werken. Die reflexive Kraft der Sprachkritik als philosophische Gesamtbetrachtung von Sprache und Kunst können Lektoren und Kritiker nur wiederbeleben, wenn ihr Urteil über Neuerscheinungen mit einer gründlichen Kenntnis des Historischen und Regionalen gesättigt ist. Doch weit davon entfernt, Ausdruck einer »ästhetischen Katharsis« zu sein, verkümmert Literaturkritik heute zur Inhaltsangabe, Autorenbiographie oder Verkaufsempfehlung. Prompt wurden praktische Gründe genannt: Kritiker arbeiten unter enormen Zeitdruck und werden vor allem von Zeitungen sehr schlecht bezahlt, Preise und Stipendien wie für Übersetzer gibt es nicht. Derzeit ändern allerlei

Systemzwänge das Berufsbild des Kritikers. Ausschließlich Neuerscheinungen, darunter zu viele schwache Texte müssen rezensiert werden, Sprachkritik ist tabu, das Feuilleton möchte Geschichten statt fundierter Kritik.

Doch auch praktische Verbesserungsvorschläge wurden aufgeboten: Es sei durchaus denkbar, im Aufbaustudiengang Literaturübersetzen Kurse zur Übersetzungskritik einzurichten, sagte der in München lehrende Falkner. Ob man auf diese Weise »Kritikerpersönlichkeiten« schulen könne, wie Katharina Raabe sie erträumte, bleibt jedoch fraglich. Denn auch bei den Studenten der Philologien zeigt sich ein »Traditionsbruch«, wie eine Dozentin aus dem Publikum berichtete. Mangelnde Lektüreerfahrung und Sprachfähigkeit lasse die Traditionslinien abreißen. Zwischen desolaten Zustandsdiagnosen und utopischen Wünschen nach literaturästhetischer Kompetenz tauchte ein konstruktiver Vorschlag auf: Eine fundiert argumentierende Übersetzungskritik, die ausführlich mit Vergleichen und Zitaten arbeitet, könnte ihren Platz im Internet haben. Verlage und Zeitungen könnten auf diesen Ort verlinken, und beide würden im Sinne einer Qualitätssteigerung der Übersetzung wie der Kritik profitieren.

Der Wunsch der Veranstalterinnen, dass die Übersetzer in jedem Fall das letzte Wort haben – z.B., wie in den zwei Tagen mehrmals gefordert, durch Nachworte zu ihren Übersetzungen – ging zumindest beim Ausklang dieser Tagung in Erfüllung.

»Wenn ihr wüsstet!«

Andreas Tretner zog seine Bilanz des Gehörten und Gesehenen. Die Frage, ob eine Kenntnis des Originals für die Kritik notwendig sei, habe an Brisanz gewonnen, andererseits habe er gelernt, dass Übersetzungskritiker aus guten Gründen auf Begründungen verzichten. Die Übersetzer wiederum könnten ihren Kritikern ein vielfach begründetes »Wenn ihr wüsstet!« zurufen. Wenn ihr wüsstet, dass die vielbeschworene Treue zum Original pure Ideologie ist, wenn ihr wüsstet, dass wir darum ringen, einen persönlichen Stil des Übersetzens zu entwickeln, und wie sehr uns eine sprachästhetisch argumentierende Kritik dabei helfen würde. Auch Tretners mit feiner Ironie vorgetragene Schlussbemerkung konnte nach den intensiven Verständigungsbemühungen dieser gelungenen Tagung nur als Aufruf zu einer Fortsetzung des gemeinsamen Gesprächs aufgefasst werden.

Josef Winiger

KLEIN, ABER SEHR FEIN

Das Centre de Traduction Littéraire in Lausanne

Die viersprachige Schweiz sei »es sich schuldig, ein Übersetzerzentrum zu besitzen«, heißt es in der Präambel der Vereinbarung zwischen der Stadt Lausanne und ihrer Universität, die 1989 zur Gründung des Centre de Traduction Littéraire (CTL) führte. Walter Lenschen, ein an der Universität lehrender deutscher Professor, hatte vorgearbeitet: Jahre zuvor hatte er ein erstes Konzept entworfen, am Rand eines hektographierten Blattes dieser handschriftliche Zusatz: »gegenseitige Kenntnis«. Bis zu seiner Emeritierung 1999 leitete er auch das Institut, dann übergab er das Ruder an die damals jüngste Professorin der Universität, Irene Weber Henking.

Wer als Literaturübersetzer in der Schweiz unterwegs ist, sei es in Looren, sei es auf den Solothurner Literaturtagen, sei es auf einer der Veranstaltungen »4+1 translatar tradurre übersetzen traduire«, stößt immer wieder auf Aktivitäten und Initiativen dieses rührigen Eineinhalbpersoneninstituts ohne eigene Geschäftsräume. Es gibt kaum eine Veranstaltung über die viersprachige Literatur des Landes, bei der das CTL nicht mitkonzipiert und mitorganisiert hat. Es war nicht nur an der

Gründung des Übersetzerhauses Looren beteiligt, sondern auch an der Schaffung des Schweizerischen Literaturinstituts in Biel, wo ab Herbst 2010 auch ein Master im Fach Literaturübersetzung angeboten wird. Und schließlich ist es federführend bei der Vergabe des Prix Lémanique de la Traduction, der alle drei Jahre an einen deutschsprachigen Französischübersetzer und einen französischsprachigen Deutschübersetzer verliehen wird.

Die Hauptarbeit indessen geschieht in Lausanne, wo Irene Weber Henking am germanistischen Institut Übersetzungswissenschaften lehrt und nebenbei, unterstützt von einer Assistentin, das CTL betreibt. Schon ihre universitäre Lehre und Forschung ist darin beispielhaft, dass sie nicht im universitären Elfenbeinturm verharrt. Ein Austauschprogramm sorgt dafür, dass die Lehrveranstaltungen in Geschichte, Analyse und Theorie der Literaturübersetzung nicht nur von »ihren« Studenten besucht werden, sondern auch von Studierenden des Genfer Dolmetscherinstituts, an dessen praktischen Übungen im Gegenzug die Lausanner Studenten teilnehmen können. Bei den Forschungsprojekten – eine Seltenheit in der universitären Landschaft – steht die Literaturübersetzung im Vordergrund. Dass dies auch für die auf ein größeres Publikum abzielenden Symposien gilt, die das CTL meist in Zusammenarbeit mit anderen Organisationen veranstaltet (wie neulich zum Theaterübersetzen), ist schon fast selbstverständlich.



Irene Weber Henking, Leiterin des CTL (links) und Anne-Laure Pella, jetzige Assistentin; auf dem Foto im Hintergrund v. h. n. v.: Walter Lenschen (Gründer des CTL), Irene Weber Henking, Francesco Biamonte (ehem. Assistent), Mathilde Vischer (ehem. Assistentin)
Foto © Yvonne Böhler

Erfolgsrezept Kooperation

Beindruckend ist die Häufigkeit der Veranstaltungen, die das CTL außerhalb der Universität initiiert und (mit-)organisiert – sind es 20 oder 30 im Jahr? Jedenfalls kommt der CTL-Newsletter, der die Veranstaltungen ankündigt, mehr als einmal im Monat, und oft weist er auf ganze Veranstaltungsreihen hin. Das Erfolgsrezept heißt hier offensichtlich Kooperation: Für diese rencontres spannt das CTL meist mit Theatern, Literaturhäusern, Konsulaten oder Bibliotheken zusammen. In der Regel handelt es sich um zweisprachige Lesungen, oftmals mit Übersetzer und Autor, wenn möglich aus Anlass einer Neuerscheinung; Veranstaltungsort ist nicht nur Lausanne, sondern Orte in der Romandie, seltener in der Deutschschweiz oder im Tessin.

Das Stichwort »gegenseitige Kenntnis« hat dadurch eine Wendung erhalten, die Gründervater Walter Lenschen kaum ahnen konnte: Das CTL sorgt nicht nur für das Kennenlernen innerhalb der Literaturübersetzerszene der Schweiz (zu den erfolgreichen Initiativen gehört ein Online-Verzeichnis der Schweizer Literaturübersetzer), sondern auch ein Kennenlernen zwischen den einsam arbeitenden Übersetzern und dem ihre Übersetzungen lesenden Publikum.

Die Website des CTL (französisch): <http://www.unil.ch/ctl>

REZENSIONEN

Praxiswörterbuch Internationale Politik Englisch, Englisch-Deutsch, Deutsch-Englisch. Berlin/München: Langenscheidt 2009, 318 S., ISBN 978-3-86117-315-1, 19,95 €

Der Verlag teilt im Vorwort mit, dass mit dem o. g. Wörterbuch ein nützliches Werkzeug für die Berufspraxis in international ausgerichteten politischen und wirtschaftlichen Institutionen vorläge, das zudem auch für Sprachstudenten und Übersetzer geeignet sei.

Das *Praxiswörterbuch Internationale Politik* erklärt die einzelnen Begriffe in kurzen Artikeln, im ersten Teil auf Englisch und im zweiten Teil auf Deutsch, während ihnen zugleich eine entsprechende Übersetzung zugeordnet wird. Im Anhang werden die Hauptstädte der Welt, internationale Währungen und Zeitzonen aufgelistet. Zudem werden die Kontaktdaten der Deutschen Botschaft in allen EU-Mitgliedsstaaten aufgeführt. Eine deutsche und englische Terminologie politischer Ministerien von allen deutschsprachigen Ländern sowie der wichtigsten englischsprachigen Länder, nämlich Großbritannien und der USA, runden den Anhang ab.

Schnelles Nachschlagen institutioneller Abkürzungen

Vergleicht man die Einträge im *Praxiswörterbuch Internationale Politik* mit Einträgen in anderen Fachwörterbüchern, beispielsweise dem *Wörterbuch für Recht, Wirtschaft und Politik* von Dietl/Lorenz, wird schnell deutlich, dass dieses Wörterbuch nicht den Anspruch hat, eine detaillierte Terminologie bereitzustellen. Die Übersetzungen werden ohne ihre Verzweigungen in den verschiedenen Kontexten angegeben, was dem Übersetzer bei seiner Arbeit an einschlägigen Fachtexten nur eine karge Hilfe sein kann. Wirklich hilfreich ist es hingegen als schnelles Nachschlagewerk im Dschungel der institutionellen Abkürzungen. So findet sich der Eintrag »WKÖ (Wirtschaftskammer Österreich)« z. B. nicht im einsprachigen *Wörterbuch zur Politik* von Manfred G. Schmidt. Anzumerken bleibt allerdings, dass doppelte Einträge besser vermieden worden wären. So findet sich einmal unter »small and medium sized business (SME)« und gleich darunter unter »SME« jeweils der wortgleiche Artikel. Dasselbe Negativbeispiel gibt es in der deutschen Rubrik unter dem Eintrag »Klein- und Mittelunternehmen (KMU)« und unter »KMU«.

Seinen eigentlichen Nutzen entfaltet das Buch für den Berufspraktiker. Für ihn ergibt auch die zweisprachige Darstellung der Begriffserklärungen einen Sinn, insofern es die im internationalen Austausch in Englisch geführte Kommunikation auf ein höheres stilistisches Niveau bringen kann. Einen Eintrag wie »pillars of the European Union« findet sich bei Dietl/Lorenz nicht und ist doch in der Arbeit im EU-Umfeld fast so etwas wie ein Grundbegriff.

Eher »Appetizer« als »Aperitif«

Auch die Hilfestellung in Fragen der Etikette fehlt nicht. Es findet sich der Eintrag »spencer«, zusammen mit der Erklärung, dass dieser lang ausfallende Mantel nur bei Galaauftreten getragen werden sollte. Den Begriff »appetizer« würde man sicher nicht in einem solchen Wörterbuch vermuten und er ist mit »Aperitif« auch nicht gelungen übersetzt.

In der Frage, wie der Anhang in seiner Nützlichkeit zu bewerten ist, scheint mir dieser ein wenig überflüssig bis willkürlich zu sein. Überflüssig, weil Zeitzonen, Hauptstädte und Währungen der Welt mittlerweile beinahe in jedem besseren Taschenkalender zu finden sind. Willkürlich, weil unklar, warum man sich bei der Auflistung politischer Ministerien in englischsprachigen Ländern nicht auch zur Darstellung von Australien, Kanada oder Irland oder aber auch von Provinzregierungen ver-

anlasst gesehen hat. Zudem hätte ich mir im Anhang auch noch eine Liste weiterführender Links auf die Websites internationaler, europäischer und regionaler Institutionen gewünscht.

Dennoch ist das *Praxiswörterbuch Internationale Politik* insgesamt ein hilfreiches Nachschlagewerk für schmales Geld, mit dem ein erster Wissenshunger gestillt werden kann und somit auch für Literaturübersetzerinnen nicht uninteressant.

Susanne Bayer

Richard Thiess, Mordkommission – Wenn das Grauen zum Alltag wird. Der Leiter einer Mordkommission berichtet über wahre Fälle. München: dtv 2010, 240 S., ISBN 3423247967, 14,90 €

Man wünscht sich dieses Buch als Hörbuch, eingelesen von Eduard Zimmermann. Trotz des sehr betulichen, bisweilen fast schulaufsatzartigen Stils ein packendes Werk, das anhand einzelner Fallbeispiele aus der langjährigen Arbeit von Kriminalhauptkommissar Richard Thiess Einblicke in die Arbeitsabläufe einer Münchner Mordkommission bietet und damit auch Einblicke in die Abgründe menschlicher Bösartigkeit beziehungsweise Verzweiflung. Vielleicht liegt es gerade an dem nüchternen Schreibstil, der sehr an schmucklose Polizeiberichte erinnert, dass man beim Lesen förmlich in einen Sog gerät, der einen nicht mehr aufhören lässt, obwohl Thiess – und das spricht sehr für ihn! – zu keiner Zeit Spannergelüste befriedigt, sondern immer sachlich bleibt und die Persönlichkeitsrechte der Opfer schützt und vor allem ihre Würde wahrt. Er beschränkt sich auch nicht auf spektakuläre Fälle wie die skalpierte Frau in der U-Bahn, sondern führt mehrheitlich die ganz alltäglichen Morde auf, die von der Öffentlichkeit und vor allem von den Medien weitgehend unbeachtet bleiben.

Als Handbuch oder Nachschlagewerk ungeeignet

Das Buch ist besonders Krimiautoren ans Herz zu legen, weniger Übersetzern von Kriminalliteratur, schon allein weil ein Glossar fehlt und sich Begriffe wie »Einlassung« oder »Ausrücker« und Abkürzungen wie KDD und K111 zwar oft, aber nicht immer aus dem Kontext erklären. Dem Buch fehlt außerdem ein strukturierter Aufbau zum Einblick in eine Mordkommission; die Erläuterung einzelner Tätigkeitsbereiche und die Abfolge der Arbeitsschritte ist den fast wahllos aneinandergereihten Fallbeispielen zu entnehmen, was dem Lektüregenuß keinen Abbruch tut, es als Handbuch oder schnelles Nachschlagewerk jedoch ungeeignet macht. Erstaunlich ist, dass Thiess als langjähriger Ermittler der Mordkommission nicht in völlige Gefühllosigkeit versinkt, wenn er hautnah miterlebt, wie Frauen von eifersüchtigen Ehemännern in Brand gesteckt oder hilflose Rentner mit durchschnittener Kehle im Keller aufgefunden werden. Thiess ist es ein Anliegen, kein Urteil über die Täter zu fällen; die Polizei habe Sachverhalte aufzuklären und be- wie entlastendes Material zu sammeln und zur Bewertung an die Justiz weiterzuleiten: Nicht mehr und nicht weniger. »Um dieser hohen Anforderung gerecht zu werden, bleibt kein Raum für private Gefühle.« Dem Leser dagegen schon. Nach der fesselnden Lektüre bleibt – bei aller Faszination – ein schales Gefühl zurück.

Tatjana Kruse

Jutta Limbach und Katharina von Ruckteschell (Hrsg.) Die Macht der Sprache. Berlin/München: Langenscheidt 2008, 160 S., DVD-ROM, ISBN 978-3-468-49408-6, 19,95 €

Der vorliegende Band entstand aus einem gleichnamigen Projekt (www.die-macht-der-sprache.de) und wurde vom Langenscheidt Verlag in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut

herausgegeben. Auf den ersten Blick schreckt das Buch durch seine laienhafte, an ein dröges Lehrbuch erinnernde Gestaltung vom Lesen ab, doch wenn man sich dann zum Aufschlagen durchringen kann, belohnt der erste Artikel der insgesamt 30 Beiträge sofort.

Der rumänische Ex-Außenminister Andrei Pleșu, der erst mit 25 Deutsch gelernt hat, besticht durch seinen poetischen Aufruf an die »Damen und Herren, für die das Sprechen ein Beruf ist«, also auch an uns ÜbersetzerInnen: »Es gibt kein Leben ohne Wort ... Wenn Sprache und Sprechen eine solche Macht haben, dann haben jene, die sie benützen, eine enorme Verantwortung: ... aus ideologischer Missbildung, lexikaler Armut, grammatikalischem Primitivismus, schlechtem Geschmack und Falschheit« kann es dazu kommen, »dass ganze Generationen seelisch und intellektuell verkrüppelt« werden, und das nicht nur in Diktaturen, sondern auch bei uns.

Dass Sprachmacht nach wie vor viel mit kolonialem Erbe zu tun hat, wird sehr interessant am Beispiel Senegals dargestellt: In dem afrikanischen Land beherrscht nur ein Drittel der Bevölkerung die Sprache der ehemaligen Machthaber Französisch, fast alle hingegen sprechen Wolof. Trotzdem findet die Schul- und Hochschulausbildung ausschließlich auf Französisch statt, was zu einer großen Orientierungslosigkeit der senegalesischen Jugend führt.

Mehrsprachigkeit und Übersetzbarkeit fördern

Frank-Walter Steinmeier, zum Zeitpunkt seines Schreibens noch Außenminister, führt uns zurück in eine heute fast idyllisch anmutende Phase auswärtiger Kulturpolitik, als der Dialog mit anderen Kulturen noch gesucht wurde und nicht einem Außenminister unterstand, der schon das Sprechen eines englischen Satzes als Zumutung empfindet und als Signal erst einmal das ÜbersetzerInnenzentrum auf der Frankfurter Buchmesse geschlossen hat (wie dieses Jahr geschehen).

Überhaupt geht es in diesem Band viel um Politik, um die Sprachpolitik der EU nämlich, die sich die Förderung der Mehrsprachigkeit und den Schutz kleiner Sprachen auf die Fahnen geschrieben hat. Die politisch motivierten EU-Programme haben aber nicht immer ganz den gewünschten Erfolg: So wurde das Erasmus-Programm zum Beispiel aufgelegt, damit Studie-

rende beim Studium in den Ländern kleiner Sprachen auch deren Sprachen lernen. »Stattdessen haben die betreffenden Mitgliedstaaten infolge des Erasmus-Programms englischsprachige Studiengänge eingeführt.« Viele der Artikel plädieren immer wieder dafür, Fremdsprachenkompetenz nicht als Gefährdung unserer Muttersprache anzusehen, sondern ganz im Gegenteil als Bereicherung und große Chance hin zu einem kulturell sehr viel durchlässigeren Europa. Allerdings wird auch immer wieder betont, dass mit »Mehrsprachigkeit« nicht die Beherrschung des Englischen allein, sondern mehrerer Fremdsprachen gemeint ist.

Multilinguale Mischkulturen und Authentizitätsdiskurs

Der Vergleich Europas mit Indien, der mehrfach angeführt wird, trifft m. M. nach jedoch nicht exakt: In Indien, einem Land mit 24 Amtssprachen, beherrschen viele Menschen nicht nur zwei, sondern oft vier oder fünf Sprachen, die sie in verschiedenen Alltagssituationen benutzen. Das wird in Europa vermutlich kaum eintreten, aber die Grundidee gilt auch für uns. Die Entmythisierung des Begriffs »Muttersprache« kann nicht schaden: »Die dominante Ideologie des Monolingualismus in Europa hat stets versucht, in der aktiven kreativen Nutzung der urbanen Mehrsprachigkeit einen Substanzverlust an Authentizität zu suggerieren.« Anders gesagt: Die Erstsprache und deren Pflege verlieren nicht durch den Austausch mit anderen Sprachen; Fremdsprachen stellen immer eine Bereicherung dar.

Die Attraktivität des Deutschen ist nach wie vor groß, und Unkenrufe über den Untergang des »guten Deutsch« sind im Grunde überflüssig, wie von den politisch mit der deutschen Sprache Befassten in diesem Band immer wieder betont wird.

Es gibt sogar einen schönen Bildteil mit den Gewinnern des Fotowettbewerbs »Die Macht der Sprache im Bild«; auf der beigefügten DVD sind eher kuriose Dinge zu finden, zum Beispiel zehn sehr laienhaft gemachte Kurzfilme aus Indien, die etwas über die große Sprachenvielfalt auf dem Subkontinent aussagen sollen.

Die Macht der Sprache ist ein Buch, das uns als VermittlerInnen zwischen den Sprachen und Kulturen gute Argumente für den hohen Stellenwert unserer Rolle an die Hand liefert.

Anke Burger

INTERNETTES FÜR DEN HAUSGEBRAUCH

Windows lebt und kostet nichts

Microsoft muss sich im Kampf um die Vormachtstellung im Netz etwas einfallen lassen, denn Google und Konsorten drängen mit Macht und allerlei kostenlosen Angeboten nach. (Zur Erinnerung: Nicht aus purer Menschenfreundlichkeit, sondern um unsere persönlichen Daten und Präferenzen abzufischen und das Ergebnis kommerziell zu nutzen.) Mit Windows Live <http://home.live.com> liefert Microsoft eine Weichwaren-Kombi, die kostenlos online benutzt werden kann. Der Mailzugang Hotmail dient als mögliches Basiskonto, doch kann man auch mit jedem anderen Mailkonto eine Live-ID verknüpfen; allerdings ohne die Möglichkeit, Kontakte zu verwalten. Wer den Outlook-Kalender kennt, findet sich auf Anhieb zurecht. Ein Vorzug (Nachteil?) dieses Kalenders ist, dass ihn andere Benutzer auch dann anzeigen können, wenn sie über keine Live-ID verfügen: Dann wird einfach eine Einladung mit einer bestimmten Webadresse verschickt, schon können die legitimen Benutzer die Daten einsehen. Windows Sky Drive bietet eine Maximalkapazität von 25 Gigabyte, ist übersichtlich gestaltet und bietet Dateiverwaltung, wie man sie vom Windows Explorer kennt. Auch hier lassen sich Zugangsberechtigungen für andere Benutzer vergeben – was zum Beispiel bei der Kommunikation mit Ko-Übersetzern oder auch den Lektoraten recht angenehm sein kann. Lädt man Bilder hoch, erkennt sie das Programm an den Dateiendungen und übernimmt sie automatisch in ein Fotoalbum. Das Hauptlicht des Fenster-Lebens ist aber Office Live Workspace, derzeit noch in einer finalen Beta-Phase, mit den wichtigsten Formaten Word, Excel und Powerpoint. In die dafür vorgesehenen fünf Gigabyte kann man natürlich auch Daten aus dem eigenen Bäh-Zeh in den Onlinespeicher schicken. Die volle Leistungsbreite genießen wir, weil auch hier die gemeinsame Nutzung im Organisieren, Verwalten und Arbeiten möglich ist. Weitere Angebote: Live Mail, ein schlankes Programm für elektronische Post, und ein kleines Video-Bearbeitungsprogramm. Insgesamt bietet Windows Live also eine durchaus leistungsfähige Alternative zum Angebot von Google, das wir letzthin vorgestellt haben. Allerdings: Es gibt keinen direkten Einstieg von der Live-ID-Startseite zu Office Live. Wie im Supermarkt muss man

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)

in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 10010111.

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Birgit Salzmann, Auf der Höhe 16, 35041 Marburg (Michelbach)

Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche,

Montréal QC H2J 3J6, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Heidelberg

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli

erst durchs halbe Haus gehen, ehe man zur gewünschten Theke kommt. Und Office-Dokumente können nur erstellt werden, wenn auf dem heimatischen Rechner auch eine (legale) Office-Version eingerichtet ist.

XP: Der Hund muss weg!

Wer den wedelnden Hund nicht mag, der uns bei jedem Suchvorgang begleitet, kann ihn in seine Hütte verbannen oder durch ein anderes Vieh ersetzen: Unten links auf der Taskleiste Start - Suchen - Bevorzugte Einstellungen ändern - und jetzt bei Wie soll der Such-Assistent verwendet werden den eigenen Wünschen freien Lauf lassen.

XP: Kein Pannenbekenntnis!

Schlimm genug, wenn uns ein Programm unter der Hand stirbt. Aber warum sollen wir nach dessen Wiedererweckung Herrn Wilhelm Türen unsere peinliche Panne melden? Die automatische Fehlerberichterstattung an Microsoft nach einem Programmabsturz verhindern wir unter mit: Start - Systemsteuerung - System öffnen die Registerkarte Erweitert und schalten dort die Fehlerberichterstattung ab.

XP: Schreibgeschützte Dateien entsperren

Verschieben wir eine Datei, legt der Rechner zunächst automatisch eine Kopie an (sicher ist sicher) und löscht sie nach dem erfolgreichen Transfer. Aber nicht immer. Manchmal bekommen wir unvermutet die Fehlermeldung Die Aktion kann nicht abgeschlossen werden, da die Datei in einem anderen Programm geöffnet ist oder xxx kann nicht gelöscht werden! Entfernen Sie den eventuell vorhandenen Schreibschutz! Natürlich kann man dann den Schreibschutz entfernen: Datei mit rechts anklicken, bei Eigenschaften den Karteireiter Allgemein öffnen, unter Attribute bei Schreibgeschützt das Häkchen löschen und mit OK aussteigen. Leider funktioniert auch das nicht immer. Das Problem lösen wir ein für alle Mal mit dem kostenlosen Unlocker: <http://ccollomb.free.fr/unlocker/> Das kleine Programm klinkt sich in das Kontextmenü ein (rechte Maustaste) und lässt uns jede Datei oder auch ganze Dateigruppen mit einem Klick entsperren.

Lob, Tadel, Anregungen, Vor- und Nachschläge:
harranth@dokufunk.org

Übersetzen hat ein neues Redaktionsmitglied!



Birgit Salzmann, Jahrgang 1964, hat an der Philipps-Universität in Marburg die Fächer Deutsche Sprache und Literatur und Anglistik studiert und mit dem Magister abgeschlossen. Beruflich ist sie als Fachreferentin für Sprach- und Literaturwissenschaften an der Uni-Bibliothek Paderborn tätig (weniger gern), hat zeitweise als Englischlehrerin gearbeitet (gern) und übersetzt literarische Texte aus dem Englischen, mit Schwerpunkt Jugendbuch, aber Offenheit für alles andere (mit Begeisterung). Sie lebt mit Mann und der jüngeren ihrer beiden Töchter in Marburg.